7
46

37.2746

Die Ehescheidung.

Novelle.

[von Louise Brunius.]

Aus dem Schwedischen übertragen

von

Dr. Wachenhusen.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1845.

61 B G

Wachenhusen: Ehescheidung

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Reiseunglück.

An einem kalten und finstern Octoberabend befanden sich zwei junge Candidaten auf dem Wege nach Lund. Es waren zwar nur noch einige Meilen bis dahin, jedoch der schlechte Weg zerstörte ihren Reiseplan, noch heute Abend in dieser Stadt anzukommen.

Es war eine höchst beschwerliche Reise, das Pferd ging im langsamen Schritt vor dem Wagen her. Schon den ganzen Tag hatten sie einen anhaltenden Staubregen aushalten müssen und gegen Abend hatte dieser so zugenommen, daß es jetzt gleichsam in Strömen vom Himmel goß. Die immer tiefer werdende Finsterniß machte es fast unmöglich, den Weg zu beobachten, und nur der Schimmel des Skjutsjungen, welcher durch die Dunkelheit glänzte, machte es ihnen möglich, sich einigermaßen auf dem Wege zu erhalten. Ersterer war ein rascher und mit dem Wege gut bekannter Bursche, der mit dem Gepäck der Reisenden

voraus fuhr, und durch seinen Schimmel den beiden ihm nachfolgenden jungen Herren als Wegweiser diente.

Der eine von den Candidaten war ein Medizi-ner Namens Ahlström; der andere, Welander, ein angehender Jurist. Ungeachtet der Ungleichheit ihrer Gemüther und Neigungen waren sie vertraute Freunde, und ihre gegenseitige Zuneigung schrieb sich schon von ihren Knabenjahren her. Beide waren gleichsam zusammen erzogen, denn ihre Eltern waren Nachbarn. Während der ganzen Reise schon hatten die jungen Leute versucht, sich den Unbehaglichkeiten der Reise zum Trotz, in fröhlicher Stimmung zu erhalten, indem sie vertraulich von der Heimath sprachen, von den Verwandten, von den Freunden ihrer Kindheit, und den mannigfaltigen Abenteuern, welche sie den Sommer hindurch in der Vaterstadt erlebt hatten. Hierbei wurden denn auch die mehr oder minder tiefen und lebhaften Eindrücke nicht vergessen, welche das eine oder das andere junge Mädchen auf ihre keineswegs gefühllosen Studentenherzen gemacht hatte. Jetzt aber war ihr nicht besonders großer Vorrath an Geduld gänzlich erschöpft. Schweigsam und verstimmt saßen sie neben einander, und hatten lange kein Wort mit einander gewechselt. Ihr Mißmuth

war übrigens auch ganz natürlich, da sie ganz durchnäßt in der unbehaglichsten Lage sich dem kalten Herbstregen ausgesetzt sahen und in jedem Augenblick fürchten mußten, umzustürzen, und dabei Arm und Beine zu brechen.

Welander und Ahlström waren beide wohlerzogene und angenehme Leute; der Letztere aber zeichnete sich von seinem Freunde durch mancherlei äußerliche Vorzüge aus. Ahlström besaß eine ungewöhnliche Schönheit, war gut gewachsen, und überhaupt ein einnehmender junger Mann, dessen Gesellschaftstalent ihm Zutritt in die glänzendsten Zirkel verschaffte. Er war geistreich, liebenswürdig, zuvorkommend, war musikalisch, ein Poet, ein vortrefflicher Tänzer und wurde auf der Universität mit Recht als ein besonders heller Kopf angesehen. Obgleich sein Fleiß gerade kein musterhafter war, so erhielt er doch bei jedem Examen die besten Zeugnisse. Sein Charakter selbst dürfte sich nicht so leicht mit wenigen Worten schildern lassen. Er war von Natur gut und edelmüthig, aber besaß nicht die Kraft und die Festigkeit, welche vor den Verirrungen auf unerlaubte Wege zu schützen vermögen. Er wurde von seinen Freunden geleitet, und war ein Spiel der Eindrücke und Launen des Augenblicks. Deshalb kam es auch

häufig vor, daß er mit seinen allzu lebenslustigen Kameraden in zu nahe Berührung trat; wenn er aber an deren Orgien Theil nahm, so suchte er sie wenigstens zu verfeinern, und Punsch und Champagner mit den hier üblichen gemeinen Getränken zu vertauschen. Die Ausschweifungen seiner Universitätsbrüder widerten ihn übrigens an, weniger wegen der Unsittlichkeit als der Rohheit, und nur sein feinerer Geschmack, nicht sein besseres Gefühl sträubte sich gegen dieselben. Ein Glück für Ahlström war sein vertrauliches und warmes Freundschaftsband mit Welander; denn das Beispiel und die Warnungen dieses jungen Mannes hielten den Leichtsinnigen von manchen Verirrungen auf die Wege des Lasters ab.

Welander glich seinem Freunde weder in seinem Aeußeren noch in seinem Geiste oder Talenten, übertraf ihn aber an Charakterfestigkeit, Sittlichkeit und Nachdenken. In der Gesellschaftswelt machte er durchaus kein Aufsehen, und fand auch selbst kein besonderes Vergnügen an großen und glänzenden Zirkeln; dagegen war er heiter und vergnügt in kleinern und vertraulicheren Kreisen. Er erwarb sich nicht mit solcher Leichtigkeit wie Ahlström seine Freunde, bewahrte sich diese aber um so sicherer. Beide wohnten bei einander, und zwar eleganter als es

im Allgemeinen bei Studenten der Fall ist; denn während Ahlström für eine gewisse Eleganz in ihrem Zimmer sorgte, sah Welander auf Ordnung und Sauberkeit in demselben.

Nach einem Viertelstündchen ihrer vorhin beschriebenen höchst beschwerlichen Fahrt in Koth, Regen und Finsterniß unterbrach endlich Ahlström das Schweigen mit einer Verwünschung des Wetters und des Regens und ergoß sich alsdann mit einer Jereminade über die Umstände, welche sie gezwungen hatten, ihre Rückreise von der Heimath nach Lund bis in den Spätherbst aufzuschieben.

„Darüber beklage ich mich eben nicht," antwortete Welander im kläglichen Ton, „denn wir haben zu Hause mancherlei Freude genossen und da wir keinenfalls vor dem nächsten Michaelis Lund wieder verlassen können, so glaube ich, daß diese Zeit dort für uns hinreichend sein wird. Aber dem harnäckigen Beharren in Deinem Vorsatze verdanke ich es, daß ich jetzt hier im Regen in Stockfinsterniß sitze, wo ich doch unter freundlichem Obdach und einem heimischen Kaminfeuer hätte sitzen können."

„Nun, so unangenehm auch unsere jetzige Lage ist," antwortete Ahlström, „so ziehe ich sie doch jedenfalls einem Nachtlager in dem elenden Nest von Her=

berge vor, wo Du Dich inmitten der schreienden Jungen, schmutziger Ferkel und neben dem Krankenbette eines alten Weibes einquartiren wolltest."

Du wirst Dich erinnern, daß es dort noch ein andres Zimmer gab."

„Ja wohl, aber Wand an Wand mit jenem, und mit Betten, in die ich mich nicht hätte hineinlegen können, ohne halb todt von Müdigkeit zu sein."

„Ich meines Theils," antwortete Welander, bin nicht ein solcher Weichling, als daß ich nicht im Nothfall die Nacht auf einem Stuhl zubringen könnte, wenn man einmal dazu gezwungen ist."

„Das kann ich so gut wie Du," entgegnete Ahlström, „aber man ist doch nicht dazu gezwungen, wenn man seinen Willen hat; und jedenfalls habe ich das Beste gewählt, so saure Gesichter Du auch schneidest. Ich habe mich nicht wegen den Unbequemlichkeiten des uns angebotenen Zimmers vor jener Herberge gesträubt; aber der Gedanke an den Schmutz dort, und diese bösen Dünste dort, widert mich jetzt noch an."

Welander antwortete nur mit einem Seufzer. Der Regen strömte abermals und heftiger herab, verhüllte den Schimmel des Skjutsjungen vor den Auge

der beiden Reisenden und bewirkte ein abermaliges tiefes Schweigen.

„Nein, da mag der Henker länger fahren!" rief endlich Welander aus, „da der Wagen um ein Haar in ein tiefes Loch am Wege gestürzt wäre. Wir haben noch eine starke Meile zum nächsten Gasthaus und es scheint mir, als kämen wir mit diesem langsamen Fuhrwerk nimmermehr dort an. Höre, Ahlström, diesmal will ich meinen Willen haben. Siehst Du das Licht dort hinten schimmern? Das muß der Predigerhof von Granarp sein, wo, wie Du weißt, der Probst Borén wohnt. Der freundliche alte Mann hat mich schon einige Mal in Lund getroffen und mich wiederholt gebeten, auf meiner Reise doch einmal bei ihm vorzusprechen; bis jetzt ist noch nie etwas daraus geworden, denn stets hatten wir große Sehnsucht nach der Heimath und blieben dort bis zur letzten Stunde, wo es dann eine schnelle Rückkehr nach Lund galt. Jetzt werden wir auf den Predigerhof zufahren, und meines Vetters Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Es kann höchstens eine Viertelstunde bis dahin sein. Bist Du damit zufrieden?"

„Nein, das kann mir keinenfalls recht sein. Ich lasse mir nicht gern eine Unhöflichkeit zu Schulden kommen, noch weniger eine Unverschämtheit, zu der

Du mich jetzt bewegen willst. Ich bin überzeugt, daß man sich im Pfarrhofe schon zu Bette begeben will, und es wäre eben nicht höflich von uns, wollten wir jetzt kommen, um ihre Ruhe zu stören, die wir es früher nicht für gut befunden haben, des Probstes dringende Einladung zu benutzen."

„Ob Du damit zufrieden bist oder nicht, ist mir gleichviel, diesmal lasse ich mich nicht von meinem Entschluß abbringen," entgegnete Welander. „Erinnere Dich daran, daß Du während der ganzen Reise Deinen Willen geltend machtest und jetzt ist wohl an mir die Reihe auch, den meinigen durchzusetzen."

„Nun gut, ich will ihn gelten lassen, aber die Wahrheit zu sagen, bin ich jetzt weniger als je geneigt mich diesem zu fügen. Brr! Ich bin durchnäßt bis auf die Haut und meine Zähne klappern vor Kälte. Ich sehe die Hand nicht mehr vor Augen? Aber was ist denn der Probst Borén für ein Mann! Er selbst sieht ganz freundlich aus, so viel ich weiß, aber seine Gemahlin gefällt mir nicht. Ich fürchte mich wirklich vor ihr zu erscheinen, und erwarte bei meinem Eintritte dort eine saure Miene. Kennst Du die Frau Pröbstin?

„Nein, ich habe sie nie gesehen, auch nicht von ihr sprechen hören.

„Und das sagst Du mit einem so ruhigen Tone?" fragte Ahlström. „Hat etwa die Madame Borén kleine Kinder? Weißt Du das auch nicht?"

„Ich weiß, daß sie keine Kinder hat, aber wenn sie deren hätte, wozu könnte uns dieses nützen?"

„Einfältige Fragen! Ich wüßte dann doch sogleich, wie ich mich mit der Mutter zu stellen habe, wenn auch nicht heute Abend, wo die Kinder wahrscheinlich zu Bette gebracht sein werden, aber doch am andern Morgen. Ich würde sie mit Entzücken betrachten, wenn sie nicht allzuhäßlich wären, ich würde über ihre Unarten lachen, und Alles, was sie sagen und thuen für schön finden. Ich würde sie sogar auf die Arme nehmen und sie küssen, wenn sie nicht in dem Augenblick vergessen hätten, von ihrem Schnupftuch Gebrauch zu machen. Aber wie soll ich mich jetzt bei ihr in Gnaden bringen? Meine letzte Hoffnung ist, daß die Frau Pröbstin einen Schooßhund besitzt, vor dem ich kratzfußen kann."

„Sie hat eine erwachsene Tochter, wie ich gehört habe, ihr kannst Du Deine Huldigungen bringen; Das wird Dir vermuthlich leichter sein."

„Nun das ist noch nicht ausgemacht," entgegnete Ahlström, soll ich nach dem Aeußeren des Vaters auf

die Schönheit der Tochter schließen, so würde ich lieber ihrem Mops oder ihrer Katze meine Artigkeiten darbringen, so wenig ich auch dergleichen Thiere ausstehen kann."

„Es ist ja aber doch sehr möglich, daß meine Cousine ein ganz hübsches und liebenswürdiges Mädchen ist. Verurtheile sie nicht, ohne sie gesehen zu haben."

„Ich sehe sie im Geiste sehr deutlich," fuhr Ahlström fort. „Sie hat Flachshaare, keine Augenbraunen, eine aufgestutzte Nase, ist kurz und dick, hat blaurothe Hände, große Füße, die sie beim Gehen einwärts stellt" —

„Ein herrliches Portrait, das beweis't mir mehr als alles Andre, Deine gegenwärtige schlechte Laune. Sonst sprachst Du nie von einem jungen Mädchen, ohne daß Deine Einbildungskraft sie Dir wie eine Schönheitsgöttin, oder wenigstens wie eine Grazie vormalte."

Ein Angstruf des Skjutsjungen unterbrach ihre Unterhaltung — „Was giebts!" riefen Beide auf einmal.

„Ich bin mit dem Wagen in den Graben gefallen, ich bin verloren!" antwortete der Bauer im Jammerton. Ahlström bat seinen Freund, die Zügel

zu nehmen, sprang aus dem Karren, und eilte zu dem Verunglückten. Welander horchte vergebens, etwas von dem Skjutsjungen zu hören. Kein Wort drang zu ihm, bis endlich Ahlström herbeieilte. „Laß die Zügel fahren, es ist hier ein Unglück geschehen,“ rief er; ich fürchte, der arme junge hat den Arm gebrochen. „Eile und komme!“

So schnell es die Finsterniß zuließ, tappte Welander von der Stimme seines Freundes geleitet, zu der Stelle, wo das Unglück geschehen. Der Karren lag sammt dem Pferde im Graben. Der arme Skjutsjunge konnte den einen Arm nicht erheben, und so sehr er auch bemüht war, seine Schmerzen zu verbergen, so stieß er doch dann und wann einen Klagelaut aus. Ahlström war mit dem Verunglückten beschäftigt, verwünschte laut seine Hartnäckigkeit, mit welcher er aller Warnungen ungeachtet sie in eine solche Finsterniß hinausgeführt habe, und wodurch er also ganz allein an dem Unglücke Schuld sei, dessen Zeuge er jetzt sein mußte. Hier war jetzt nichts Anderes zu thun, als so schnell wie möglich Hilfe und Licht aus dem nahe gelegenen Kathen zu holen, aus dessen niedrigem Fenster ein Lichtstrahl schimmerte. Mit vieler Mühe langte Welander endlich dort an; mehrere Male war er in der Finsterniß und seiner Unkenntniß der Gegend

in den Schmutz gefallen, und fand endlich jetzt zu seiner Freude ein Paar gewandte und bereitwillige Knechte in der Hütte, welche schleunig eine Leuchte herbeischafften, und ihm zur Stelle folgten. Hier angekommen, entstand aber die Frage, auf welche Weise der Fuhrmann in die Bauernhütte oder in den nahen weiter entfernten Pfarrhof gebracht werden sollte. Der Besitzer der Hütte war arm, und hatte nichts zu bieten, was den Schmerzen des Skjutsjungen Linderung bringen konnte, und deshalb zog man es vor, ihn nach dem Pfarrhofe zu schaffen. Das Pferd hatte keinen Schaden genommen und wurde mit vieler Mühe wieder auf die Beine gebracht. Eben so war auch der Karren noch ganz. Dieser letztere wurde von einem der dienstwilligen Knechte geführt und auf den andern der Fuhrmann, so sanft wie es irgend möglich war, gelegt. Ahlström führte das Pferd am Zügel, und auch Welander ging neben dem Karren her, um einem abermaligen Umsturz zuvorkommen zu können. Der andre der beiden Knechte lief in der Finsterniß nach dem Pfarrhof, und hatte einen ihm wohlbekannten Richtsteig dahin eingeschlagen. Dort sollte er von dem Unglück Bericht abstatten, die Nachkommenden anmelden, und ihnen mit Licht entgegen kommen. Mit der Erlaubniß des Lesers schlagen wir jetzt einen

noch kürzeren Weg als der Bote ein, nämlich den des Gedankens und der Einbildungskraft, und kommen auf diese Weise eher in dem Pfarrhofe von Grunarp an, wo wir uns ein wenig umsehen und die Bekanntschaft der Bewohner machen wollen. Während deß lassen wir die beiden Candidaten vorsichtig und langsam auf ihrer beschwerlichen Reise fortschreiten.

Zweites Kapitel.

Der Probst Borén und seine Familie.

Es war bereits neun Uhr des Abends. Man saß in Granarp noch bei der Abendmahlzeit, welche sich, da man sich sonst hier schon um acht Uhr an dieselbe begab, durch ein besonderes Ereigniß verspätet hatte. Dasselbe Ereigniß hatte überhaupt eine ganze Veränderung der Dinge zur Folge gehabt und länger als jemals saß man heute bei Tische. Auf der einen Seite des Tisches hatte der Probst seinen Platz, ihm gegenüber saß die Frau Pröbstin, an der andern Seite ihre Tochter Marie und eine alte Verwandte des Hauses, auf der dritten Seite hatte der Adjunct des Probstes, der Magister Dorn Platz genommen und neben ihm die Haushälterin der Pröbstin, Mamselle Petronella Stachel. Der Probst saß da purpurroth und freundlich wie die Abendsonnne; sein Aeußeres ließ ihn wirklich für so erscheinen, wie er wirklich war, nämlich gutherzig, bequem, gut gelaunt, und mit seinem Schicksal zufrieden. Die Pröbstin

war dem Anschein nach schön gewesen, diese Zeit aber vorüber. Es war etwas Eckiges in ihrer ganzen Person, welches von schlechter Laune zeigte. Ihr Herz war nicht schlecht, ihr Verstand ebenfalls nicht, obgleich dieser anscheinend ihrer schlechten Stimmung wegen häufig nicht eben hervorleuchtete. Mit ihrem Gemahl führte sie ein sehr friedliches Leben, hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil es eine reine Unmöglichkeit war, mit ihm in Zank zu kommen, da er in allen Lagen ihre Herrschaft anerkannte. Gegen ihre Tochter war sie freundlich und gut, denn sie liebte diese als ihr einziges Kind sehr zärtlich. Dem Magister bewies sie bald Höflichkeit, bald war sie auffahrend gegen ihn, gerade wie sie gestimmt war. Gegen Mamsell Petronella zeigte sie sich als eine strenge Herrin, diese aber ihres Theils, ließ es sie häufig erfahren, wie sehr nothwendig sie im Hause sei und wie sie auch in ihrem Wesen ihrem Namen Ehre mache, und war bald beißend und bald voller Ergebenheit gegen die Pröbstin. Mamsell Petronella war jüngst erst in die Dreißiger getreten, und hatte schon seit langen Jahren darüber nachgedacht, wie hübsch es wäre, dereinst Madame Dorn genannt zu werden, ob aber der Magister ihren Wunsch theilte, ist sehr zu bezweifeln, da er nicht Mamsell Petronella Stachel,

sondern vielmehr Fräulein Marie Borén mit seinem Namen zu beschenken wünschte, welche ihrerseits wieder keine Lust zu Dorn hatte. Aus all' diesem ersieht man, wie es selbst in diesem kleinen Kreise so manchen Saamen der Uneinigkeit, Eifersucht und Aergerniß gab; wie ferner so manche Ursachen zu Streit und Kabalen sich eingeschlichen hatten, und selbst die Bewohner des Predigerhauses in dieser Hinsicht fast jedem andern häuslichen Kreise hienieden glichen.

Man führte im Hause des Probstes Borén gerade kein dürftiges, aber doch ein eingeschränktes Leben. Das erste Gericht war gegenwärtig bei Tische vorüber gegangen, und man war mit einer ziemlich derben Grützensuppe beschäftigt. Die Pröbstin und ihre Tochter beschieden sich mit einer sehr mäßigen Portion, die aber doch im Vergleich mit der, welche Mamsell Petronella vor sich hatte, noch sehr groß zu nennen war; denn diese war auf den Einfall gekommen, daß es unendlich liebenswürdig sei, und von feiner Lebensart zeige, so wenig als möglich zu essen, so daß sie in Magister Dorn's Gegenwart niemals mehr genoß, als wovon gerade eine Fliege hätte satt werden können; und jedenfalls würde sie bei dieser Mäßigkeit verhungert sein, wenn sie nicht inzwischen

regelmäßig der Speisekammer zugesprochen hätte. Da hingegen waren der Probst und sein Adjunct tüchtige Grützesser, und bewiesen dies gegenwärtig durch die That.

Der Probst reichte seinen Teller über den Tisch der Mamsell Petronella hin, welche dasaß und ihren Mund so klein und so süß machte, als sie nur vermochte. Während sie von dem Rande des Löffels etwas Milch in sich sog, und dabei zu dem Magister hinüberschielte, flog sie ganz erstaunt vom Stuhle auf, als sie der Probst folgendermaßen anredete: „Geben Sie mir doch noch einen Teller Grütze, Mamsell, die späte Mahlzeit hat meinen Appetit ungemein erhöht.“ „So, jetzt ist's genug,“ setzte er hinzu, als Petronella in ihrer holden Verwirung den Teller bis zum Rande füllte.

„Darf ich dem Herrn Magister ebenfalls noch etwas anbieten?“ fragte sie im bezaubernden Flötentone. Und der Grausame reichte seinen Teller hinüber und zog ihn ohne ein Compliment zurück, würdigte sie kaum eines Blickes, und gewahrte also auch nicht das hinreißende Lächeln, mit welchem sie ihm den Teller hinreichte. Um so mehr Höflichkeiten und Bücklinge machte er vor Marie, als diese ihm ein Milchgericht anbot, rieb sich dabei unaufhörlich die

Hände und wiederholte mit honigsüßem Schmunzeln: „ich danke ganz ergebenst, ich danke ganz unterthänigst!“

Der Eintritt der Stubenmagd unterbrach die Mahlzeit, dieselbe war eine phlegmatische, unbeholfene Person, schritt gemächlich auf die Pröbstin zu, besann sich erst eine gute Weile und sagte dann mit langsam schleppendem Tone: „ich sollte der Herrschaft sagen, daß der Hans aus Lången vorhin hier gewesen ist und die Nachricht gebracht hat, daß mehre reisende Herren auf dem Wege vor Grånarp den Wagen gebrochen und vielen Schaden genommen hätten und daß sie jetzt hierherkommen und hier bei uns krank liegen würden. Die Herrschaft würde sie dann wohl verpflegen, meinte der Hans.“

Eine solche Nachricht würde selbst dem gutherzigsten, gastfreiesten Menschen unangenehm gewesen sein. Die Frau Pröbstin war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen und ihr Gemahl blickte sie mit bittender Miene an, als wollte er sagen: süßes Weib, dafür kann ich ja doch nicht!

„Um des Himmels willen, was sprichst Du da!“ fragte endlich die Pröbstin die Magd, welche träge und gleichgültig dastand, als sei durchaus nichts passirt,

und nachgerade ihren Rapport in der gemächlichsten Weise wiederholte.

„Borén," wandte sich die Pröbstin zu ihrem Gemahl, „man kann doch von uns nicht verlangen, daß wir unser Haus, Gott weiß, welcher Landstreicher willen zu einem Lazareth umschaffen sollen! Denk doch einmal nach, lieber Mann, weißt Du gar keinen Rath, wie wir dieser unangenehmen Einquartierung ausweichen können?" Und zu der Magd gewandt, fügte sie hinzu: „sag den Leuten, daß wir schon Kranke im Hause und ihnen weder Zimmer noch Bett anzubieten hätten — oder sag ihnen, was Du willst, wenn wir nur Nichts mit ihnen zu thun bekommen."

Die Pröbstin hatte ihre heftigen Worte noch nicht beendet, als ihr Gemahl sie unterbrach: „Liebe Frau, Du hast ganz Recht darin; aber ich fürchte, daß es gerade nicht in ein gutes Licht setzen und viel Gerede verursachen würde, wenn man in einem Predigerhause in einer finstern, kalten und regnigten Nacht verunglückten Reisenden die Aufnahme verweigerte. Das geht wahrhaftig nicht an!"

„Ach, die armen Menschen!" fiel Marie mitleidsvoll ein. „Was werden sie alles erdulden müssen, bis sie Ruhe und Pflege bekommen können! Gute Mama,

laß mich schnell die beiden Gastzimmer in Ordnung bringen, dort einheizen und die Betten aufmachen."

Die Mutter sah ein, daß man hier gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, und dachte schon darüber nach, wie man sich am Besten zum Empfange der Reisenden einrichten solle.

Wenn man nur wüßte, wie viel sie ihrer sind," äußerte sie nachdenkend.

„Ja das mag Gott wissen," antwortete die Magd in ihrem gewöhnlichen Phlegma; „aber ihrer viele müssen es sein, das habe ich von dem Hans deutlich gehört."

„Gott bewahre!" rief die Pröbstin erschreckt; — „viele, sagst Du!? Ruf den Hans herein, ich will mit ihm sprechen."

„Ja der ist schon vor einer guten Weile fortgegangen," antwortete Gurla die, Magd.

„Aber Mädchen, bist Du denn ganz wirrig, daß Du ihn nicht gleich herein geführt hast, wenn er eine solche Nachricht bringt; konntest Du denn nicht begreifen, daß wir ihn gleich deshalb sprechen mußten?"

„Ne, daran habe ich nicht gedacht und ich glaubte auch, daß die Herrschaft ihn doch nicht eher verlassen würde, als nach der Mahlzeit. Ich befürchtete, daß

der Herr Probst böse werden würde, wenn ihm die Grütze kalt wird, und deshalb schwieg ich so lange."

Die Pröbstin behielt ihre sauertöpfische Miene und gab mit einer Art von Verzweiflung ihrer Tochter und Mamsell Patronella die nöthigen Instructionen zur Instandsetzung der Gastzimmer. Kaum hatten sich Beide entfernt, um ihren Auftrag auszurichten, als man auf der Hausflur Tritte und Stimmen hörte und einen Augenblick darauf Welander in den Saal trat.

Der Probst ging ihm entgegen, hielt ihm das Licht vor's Gesicht und rief, ihn erkennend: „Was, bist Du es, Bruder Welander? Sei mir herzlich willkommen!"

Die Stimmung der Pröbstin wurde etwas milder, als sie hörte, daß einer von den Reisenden der Verwandte ihres Mannes sei und sie sah, daß wenigstens er noch seine gesunden Arme und Beine hatte und er ihnen also bei der Pflege der Andern behülflich sein konnte. Der Probst stellte jetzt seiner Frau den Vetter Welander vor, welche ihn folgendermaßen anredete: „auch ich heiße Sie herzlich willkommen, obgleich ich beklage, daß gerade ein so unglückliches Ereigniß mir die Ehre verschafft, die Bekanntschaft des Herrn Vetters zu machen. — Sind denn mehrere von den Herren bei dem Unglücksfalle beschädigt worden?"

Welander blickte bei der Frage die Pröbstin etwas verwundert an.

„Wir sind unserer zwei," antwortete er, „und Keiner von uns hat Schaden genommen; aber unser armer Fuhrmann hat sich den linken Arm gebrochen, und um ihm eine gute Pflege zu verschaffen, deren er so sehr bedarf, nahm ich mir im Vertrauen auf Ihre Menschenfreundlichkeit und Nachsicht die Freiheit, ihn hierher zu führen."

„Sie thaten sehr recht daran," antwortete die Pröbstin, welche jetzt freundlicher geworden war. „Wer ist denn der andere Herr?" fragte sie neugierig und vergessend, daß es hier vor allem Andern nöthig sei, dem verunglückten Bauer Hülfe zu schaffen.

„Es ist mein Landsmann und bester Freund, der Kandidat Ahlström, ein interessanter und sehr vermögender junger Mann, antwortete Welander, welcher wohl bedachte, daß dies letztere Verdienst bei mancher für die Verheirathung ihrer erwachsenen Töchter besorgten Mutter sehr schwer wiegt. Dasselbe war auch vielleicht bei Madam Borén der Fall und sie entgegnete äußerst freundlich, daß es ihr sehr angenehm sein werde, ihn kennen zu lernen.

Endlich traf man jetzt die nöthigen Anstalten, den

Kranken nach Kräften zu versorgen. Der Kandidat Ahlström besaß Geschicklichkeit genug, um zu wissen, wie man einen Armbruch gehörig behandelt und hatte daher wenigstens den Trost, ein Unglück zu mildern, und es einigermaßen wieder gut zu machen, welches er zu seinem größten Vorwurf selbst verschuldet hatte. Erst nachdem er Alles für seinen Patienten gethan, was die Umstände erforderten, als er seine Schmerzen gelindert und ihn ruhig in einem guten Bette liegen sah, folgte er Welandern nach dem ihnen angewiesenen Zimmer, um dort seine Kleidung etwas zu ordnen, bevor er sich einer Familie zeige, deren Gastfreiheit er so ungern auf die Probe gestellt hatte.

Die Pröbstin hatte bei Welanders Eintritt in den Saal mit der den Frauenzimmern eignen Geistesgegenwart und dem Gewicht, welches sie auf Kleinigkeiten legen und welches sie selbst in der unangenehmsten Lage nicht verläugnen, eine große Serviette über die mit Wassergrütze gefüllte Schüssel geworfen, (denn das war ein Gericht, welches sie nicht gern den Fremden zeigte). Jetzt aber hatte sie die dürftige Alltagsspeise mit einer ganz andern vertauscht. Das grobe, für den Alltagsgebrauch bestimmte Tischzeug hatte einem feinen und glänzend weißen weichen müssen. Das Kristallservice glänzte im Schimmer der Lichter,

welche von hohen Metallleuchtern gehalten wurden. Daneben prangten silberne Zuckerdosen inmitten mehrerer guter und sorgfältig auf dem Tische geordneter Gerichte. Für die fremden Herren war dies ein herrlicher Anblick, da sie ganz erfroren, ermüdet und hungrig sich nach der körperlichen Erquickung sehnten, welche sich bei ihrem Eintritt ihrem Auge dargeboten hatte.

Der Probst war die Freundlichkeit selbst gegen seine Gäste und auch seine sonst so sauertöpfische Gemahlin gab ihm heute Abend in gastlicher Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit wenig nach. Sie hatte sich schon so mancherlei Gedanken gemacht, und auch unter anderm gefunden, daß die Ankunft von zwei jungen, hübschen Herren, und zwar Söhnen vermögender und angesehener Eltern, vielleicht von wichtigen Folgen für ihre Tochter sein könnte. Denn die Pröbstin gehörte in dieser Hinsicht zu jenen speculativen Müttern, welche ihre Töchter dereinst verheirathet zu sehen wünschen, die aber auch durch nicht gehörige Beobachtung der nöthigen Vorsicht manchen demüthigenden Querstrich in ihren Rechnungen sehen müssen, wie sie oft in solchen Sachen besorgte Mütter treffen. Man muß es aber der Pröbstin lassen, daß sie ihre Netze so

fein auslegte, daß sie weder sich noch ihre Tochter dadurch bloßstellte.

Der Probst bot seinen beiden jungen Gästen freundlich ein Gläschen Brandwein, und so wenig diese auch sonst an demselben Geschmack fanden, da sie ihn sehr selten kosteten, so war er ihnen diesmal doch sehr willkommen, denn sie bedurften der Erwärmung, zu welcher die Pröbstin durch Auftragung anderer passender Getränke nach Kräften beitrug. Ahlström war heute wie immer höchst einnehmend, und obgleich er den Unglücksfall, welchen er herbeigeführt hatte, aufrichtig bedauerte, so bemühte er sich doch, denselben zu vergessen und sich durch sein Unterhaltungstalent den Beifall des Wirthes und der Wirthin zu verschaffen, was ihm auch schnell gelang. Marie hatte sich bis jetzt noch nicht sehen lassen, denn durch diesen unerwarteten Besuch gab es so mancherlei im Hause zu beschicken. Man saß unten im Saal schon bei Tische, als sie endlich durch eine Hinterthür eintrat. Keiner bemerkte sie und da sie durch ihren Gruß die Fremden nicht stören wollte, so setzte sie sich schweigend auf einen Stuhl und zwar so, daß Keiner sie bemerken konnte. Gurla indeß, welche mit ihrer gewöhnlichen Langsamkeit Thür aus, Thür ein ging und sich mit ihrer Rückkehr nie übereilte, nöthigte Marie, ihr bei der Aufwar=

tung zu Hülfe zu kommen und dadurch ihre Anwesenheit zu verrathen. Es kam so eben ein neues Gericht auf die Tafel. Marie stand auf und bot dasselbe Ahlström dar, welcher nach seiner Gewohnheit schnell jede weiblichen Reize wahrnahm und demzufolge auch die kleine zarte und schöne Hand bemerkte, welche ihm zur Seite erschien. Von dieser Hand erhob er natürlich sofort den Blick zu der Eigenthümerin derselben und sah neben sich ein ganz junges Mädchen von schlankem Wuchs, den vollkommensten Formen und mit einem lilienweißen Halse. Er bewunderte das Colorit dieses schönen feinen Gesichtes, die schönen ausdrucksvollen schwarzen Augen und über diesen die dunkeln Augenbrauen, die dunkelbraunen glänzenden Locken, die schön gewölbte Stirn, die ein wenig gebogene Nase, ihre wohlgeformten frischen Lippen, die perlweißen Zähne und die allerliebsten Grübchen in Wang und Kinn.

„Meine Tochter Marie — die Herrn Kandidaten Ahlström und Welander,“ wandte sich der Probst zu seiner Tochter, ihr die beiden jungen Herren vorstellend, während Marie durch den bezauberten feurigen Blick des jungen Mannes lebhaft erröthete. Die beiden Kandidaten standen bei des Probstes Worten schnell vom Tische auf und grüßten das Mädchen so

ehrerbietig, daß dieser tiefe Bückling gewiß nicht mehr als zur Hälfte der Tochter vom Hause galt, die andere Hälfte aber eine unwillkührliche Huldigung ihrer Schönheit war.

„Ich bitte Sie, behalten Sie Ihren Platz; lassen Sie sich durch mich nicht stören!" sagte Marie ungekünstelt aber zugleich mit einem Anstrich von Schüchternheit in Ton und Blick, welcher doch in Betracht ihrer Jugend ihr sehr schön anstand. „Die Herren werden der Ruhe bedürfen nach einem so unangenehmen Vorfall auf der Reise," fügte sie in demselben Tone hinzu.

Ahlström ließ sich indeß durch ihre Bitte nicht abhalten, ihr einen Stuhl am Tische anzubieten, wobei er sich mit der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, welche auch seiner geringsten Artigkeit ein Gewicht gab, ausbat, ihm die Ehre zu geben, neben ihm Platz zu nehmen und ihm das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu gönnen.

Die Pröbstin hatte sich schon vorhin an Welanders Seite gesetzt, ihm zur andern Seite saß der Probst. Marie wurde demnach Ahlströms Nachbarin und dieser versäumte nichts, was ihr den Platz neben ihm angenehm machen konnte. Die Unterhaltung wurde lebhaft und heiter, man lachte, und unter andern auch darüber, daß Gurla den Hans von Längen

so unrecht verstanden, und diese dadurch ihre Herrschaft mit der Ankündigung eines Dutzend verunglückter Herrn ins Bockshorn gejagt hatte, während es in der Wirklichkeit nur zwei waren, welche frisch und unbeschädigt im Pfarrhofe angekommen.

Mitternacht war allmählig herangerückt und die Wirthin schlug vor, jetzt die Ruhe zu suchen, deren besonders die Reisenden, wie sie meinte, sehr bedürfen möchten. Welander war hierzu sogleich bereit, Ahlström folgte ihm, jedoch mit einigem Widerstreben, denn er empfand wirklich jetzt keine Müdigkeit mehr. Er wünschte dem Probst und seiner Familie eine gute Nacht und äußerte zugleich, daß er, ehe er zu Bett gehe, noch einmal seinen Patienten besuchen wolle. Da der Probst seine große Besorgtheit für denselben lobte, fügte Ahlström hinzu: „es ist meine Schuldigkeit, da ich unglücklicher Weise an den Schmerzen des armen Menschen Schuld bin, und dies Bewußtseyn hat mir den Genuß dieses mir sonst so angenehmen Abends sehr verbittert.“ Ein freundlicher Blick von Marien lohnte diese Aeußerung des braven jungen Mannes und man trennte sich von einander.

Als Ahlström von seinem Krankenbesuch in das Zimmer zurückkam, welches er mit Welander theilte, war dieser bereits eingeschlafen; er erwachte jedoch bei

dem Eintritt des Freundes, erhob sich im Bette und fragte nach dem Befinden des Kranken.

„Er befindet sich ziemlich wohl,“ antwortete Ahlström, „besser als ich es hoffen konnte. — Aber laß uns von diesem betrübenden Gegenstande nicht mehr sprechen,“ fügte er hinzu. „Welander, ich gestehe Dir, ich befinde mich hier äußerst wohl, und die Tochter vom Hause, sie ist — ja wahrhaftig, sie ist ein Engel!“

„Dem Ansehen nach ja, ob sie es wirklich ist, weißt Du nicht, und Deine Einbildungskraft könnte Dich auch hier wieder irre führen, wie es vorhin der Fall war.“

„Ach, erinnere mich nicht an die Dummheiten, die ich Dir unterwegs vorschwatzte. Ein so himmlisches Wesen wie Marie habe ich noch nie gesehen! Du meinst, wir kennen sie nicht? Ich kenne sie! Ist denn nicht ein einziger Blick ihres schönen himmlischen Auges hinreichend, um uns von der Schönheit ihrer Seele zu überzeugen? Ja, er drang bis in die Tiefe meines Herzens. Welander, ich will Dir nichts verschweigen, und ich gestehe Dir, ich habe völlige Gewißheit, daß ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben wirklich liebe. — Aber warum lachst Du? Liegt denn etwas so Lächerliches in meinen Worten?“

„Nicht gerade in Deinen Worten, sondern darin, daß Du mir jetzt wenigstens zum zwanzigsten Male schwörst, zum ersten Male zu lieben; und was den Blick anbetrifft, der so tief in Deine Seele gedrungen sein soll, so halte ich diesen für eine reine Naturunmöglichkeit, denn ich kann mir Dein Herz nicht anders denken, als eine weite Fläche mit seichtem beweglichem Boden.“

„Du kennst aber mein Herz nicht; daß ich bei meinem lebhaften Charakter manchmal irrte und die Liebe zu kennen glaubte, ohne daß es wirklich der Fall war, darfst Du Dich denn darüber wundern? Jetzt erst soll ich dies Gefühl kennen lernen und zwar in der ganzen Fülle der Leidenschaft. Ich werde entweder glücklich sein, wie ein Gott, oder ein Raub der Verzweiflung. Das ist mein voller Ernst und ich wünschte wohl, Du schenktest mir Glauben!“

„Ich wünschte, Du ließest mich schlafen,“ antwortete Welander trocken. „Gute Nacht!“

Drittes Kapitel.

Etwas über Marie und was sich sonst noch im Pfarrhofe zutrug.

Marie Borén war das einzige Kind ihrer Aeltern und also auch deren Abgott. Es war diesen fast unmöglich ihrer Tochter irgend eine Bitte abzuschlagen und deshalb blieb auch ihr kleinster Wunsch nicht unerfüllt. Indeß war Marie leicht zu befriedigen, denn ihre Unbekanntschaft mit der Welt, deren Vergnügungen und Genüssen, sowie ihr einfacher, ungekünstelter Charakter ließen nur wenig Wünsche in ihr rege werden. Schöne Blumen am Fenster und im Garten, kleine Günstlinge von Hunden und Vögeln, ein kleines Taschengeld, um damit die Hülfsbedürftigen zu unterstützen, ein neuer Hut und ein neues Kleid an ihrem Geburstage und zu Weihnachten; in jedem Sommer eine Reise von einigen Meilen um die benachbarten Städte und Höfe zu besehen, eine kleine Festlichkelt und ein Tänzchen, die Nacht hindurch, darin bestanden alle ihre Wünsche, alle ihre

Vergnügungen. Sie führte mit ihren Eltern ein eingezogenes, einförmiges Leben, denn außer der gräflichen Patronatsherrschaft gab es wenig Nachbarn in der Gemeinde und Marie kannte keine größere Plage, als wenn sie mit ihren Eltern in dem gräflichen Hause die schuldigen Aufwartungen bringen mußte. Der Graf war nämlich mit seiner Familie der Typus des spanischen Adelstolzes und der Probst Borén wiederum der Typus der bürgerlichsten Unterthänigkeit. In früheren Jahren war er Informator der Söhne des Grafen gewesen, und für alle diese Mühseligkeiten und alle damit verbundenen Demüthigungen mit der Pfarre belehnet worden, welche der Graf zu vergeben hatte. Dies Pastorat war eben kein besonders einträgliches und dazu war Borén dasselbe nur unter einer gewissen Bedingung verliehen und diese war folgende: Borén sollte sich mit der Tochter einer Wittwe verheirathen, von deren verstorbenem Mann und von dessen Geschäften oder Umständen man nicht das Geringste wußte; dagegen wußte man desto bestimmter, daß der Graf in seinen jüngern Jahren mit dieser Wittwe in naher Bekanntschaft gestanden hatte, daß diese darauf für einige Zeit verreis't sei und nach einigen Jahren mit einer Tochter und dem Namen einer Wittwe zurückgekehrt

sei. Diese Tochter sollte nun dadurch versorgt werden, daß man sie als eine Clausel bei Verschenkung der Pfarre einschaltete. Borén nahm dies alles dankbar hin, obgleich dieses ganze Geschenk eben keiner besondern Erkenntlichkeit werth war.

Der Graf glaubte nun für die Tochter der Wittwe genug gethan zu haben, wenn er sie an einen Geistlichen verheirathet, und gab nicht das Geringste zu der Einrichtung des jungen Paares. Borén war daher genöthigt gewesen, sich hierzu Geld zu leihen und konnte diese Schuld, da seine Einkünfte eben nicht groß waren, nur langsam abbezahlen. Jetzt indeß war er schuldenfrei und auch einigermaßen schon im Wohlstande, der jedoch nicht so groß war, daß er sich mit einer ausgedehnten Gastfreiheit befassen konnte, wozu überdies seine Gattin eben nicht sonderlich geneigt war. Unter solchen Umständen war denn Marie mit siebzehn Jahren noch gänzlich unbekannt mit den Vergnügungen der großen. Welt, und obgleich sie schön war wie ein Engel, hatte sie bisher keinen andern Anbeter gehabt, als den Magister Dorn, einen unverheiratheten Pächter, einen ältlichen Adjunkten und einen Schreiber bei dem Amtmann in der Nachbarschaft. Zwar fanden sich in dem gräflichen Hause oft genug junge Edelleute und Militairs ein, jedoch

kam Marien diesen nie vor Augen, denn die Gräfin lud bei solchen Gelegenheiten Marien niemals zu sich ein, entweder aus dem Grunde, weil sie Marien vor Versuchungen bewahren wollte, oder aus mütterlicher Vorsicht, die Fräulein, ihre Töchter, vor einem ihnen unvortheilhaften Vergleich mit den Reizen der schönen Predigertochter zu schonen.

Auch Mariens Erziehung war eine ganz eigene gewesen. Niemals widersprach sie und obgleich sie Alles erhielt, was sie wünschte, so machte sie dies doch nie eigensinnig oder ungehorsam, so wahr auch im Allgemeinen die Behauptung ist, daß eine zu große Güte und Zärtlichkeit der Mutter einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das Herz und die Neigungen der Kinder übt. Eben so wahr ist es aber auch, daß diese Zärtlichkeit den Charakter und das Gemüth derselben so verweichlicht, daß sie in den späteren Prüfungen des Lebens für die Kinder sehr bedenkliche Folgen hat. Dies sollte auch Marie einst erfahren. Die Pröbstin war von Herzen nicht schlecht und ihre Fehler hatten meist in ihrer Laune ihren Ursprung; Marie lernte von ihrer Mutter nichts Böses, nur eine zu große Schüchternheit und Unverträglichkeit im Umgange mit Menschen. Die Letztere gab sich keine

Mühe in das Gemüth ihrer Tochter irgend eine Tugend zu pflanzen, außer der Keuschheit, denn sie hielt in dem Verhältniß des männlichen Geschlechtes zu dem weiblichen auf eine äußerst strenge Grenze und hatte ihre Tochter von der frühesten Kindheit daran gewöhnt, alle Fehler und Verirrungen, welche aus demselben entstehen, mit Verachtung anzusehen. Sie hatte in ihren jüngern Jahren durch die Fehltritte ihrer eigenen Mutter viel leiden müssen und vielleicht gaben ihr diese bittere Erinnerungen einen so unversöhnlichen Haß wider jede Leichtsinnigkeit auf diesem Wege. Im Grunde war dagegen, daß sie ihrer Tochter diese Grundsätze und Gesinnungen einflößte, eben nichts zu sagen, aber sie vergaß dabei, daß die Keuschheit nicht die *einzige* Tugend des Weibes ist, wenn sie auch die *wesentlichste* ist, und während sie Marie lehrte, sich nie eine Untreue gegen ihren dereinstigen Gatten zu Schulden kommen zu lassen, oder diesem eine solche zu verzeihen, sagte sie ihr nichts von der Pflicht und den Mitteln, sich die Liebe eines Gatten durch Eigenschaften zu gewinnen und zu erhalten, welche nicht nur achtungerweckend sind, sondern auch von der Liebenswürdigkeit einer jngen Dame bedingt werden.

Von der einzigen unentbehrlichen Tochter wollte

man sich nie trennen und deshalb entstand auch nie die Frage, ob man Marie in eine Erziehungsanstalt schicken sollte, wo sie sich die für ein Mädchen nothwendigen Talente aneignen könnte, welche, wenn dasselbe es in diesen auch zu keiner Auszeichnung bringt, doch stets dazu dienen sie in der Geschellschaftswelt glänzen zu lassen. Einmal hatte zwar die Pröbstin eine Gouvernante für ihre Tochter in das Haus gebracht, aber diese war ihrem Beruf nicht gewachsen und hatte sich ohnehin mit der Pröbstin bald überworfen, so daß sie in Kurzem wieder verabschiedet wurde; abgeschreckt durch diesen ersten Versuch, hatte man keinen zweiten gemacht. Der Probst ertheilte darauf selbst seiner Tochter den nöthigeu Unterricht und obgleich er in der Welt der Wissenschaften gerade kein großes Licht war, vermochte er doch seiner Tochter mehr zu lehren als es gewöhnlich bei jungen Mädchen der Fall ist, und auf diese Weise hatte denn Marie sich manigfaltige Kenntnisse angeeignet, welche man bei ihrem Alter und Geschlecht selten wahrnimmt. Leider aber konnte man diese Schätze nur durch Zufall an Marien entdecken, denn sie war eines Theils zu blöde, andern Theils zu natürlich, um diese von selbst ans Licht zu bringen; überdies waren ihre Kenntnisse mehr gründlich, als dazu geeignet, damit

glänzen zu können, auch im Gesellschaftsleben von sehr geringem Werth.

Welanders und Ahlströms Ankunft in Grunårp und die damit verknüpften Umstände mußten, wie natürlich, in Mariens einförmigem Leben Epochen machen. Als sie an diesem Abend allein auf ihrem Zimmer war, fühlte sie sich, so ungewohnt es ihr auch war, bis spät in die Nacht zu wachen, doch durchaus nicht schläfrig und lange noch, als sie zu Bette gegangen war, mied sie den Schlaf und Ahlströms schöne Gestalt und sein einnehmendes Wesen hatte auch auf sie folglich ihre Wirkung nicht verfehlt und sie bedauerte es, daß nicht e r, sondern Welander gerade mit ihr verwandt sein mußte und sie folglich auch am andern Morgen seine Cousine nennen würde. Ihr letzter Gedanke, ehe sie einschlief, ihr Traum und ihr erster Gedanke wieder bei ihrem Erwachen, war der schöne liebenswürdige Ahlström.

Sorglicher als gewöhnlich und mit einer Art instinktmäßiger weiblicher Eitelkeit machte Marie heute Morgen ihe Toilette, welche in einem einfachen aber sehr geschmackvollen Morgenkleide bestand. Sie hatte die gewöhnliche Zeit ihres Aufstehens etwas verschlafen und erröthete, als sie bei ihrem Eintritt in den Saal

bereits die Fremden und ihre Eltern beim Frühstück fand.

Ahlström ging ihr sogleich entgegen; — „Fräulein Marie,“ sagte er, sich verbeugend, „haben hoffentlich wohl geschlafen?“ Dabei legte er einen so zärtlichen und geheimnißvollen Ausdruck in ihren Namen, und berechnete ganz richtig, daß das unerfahrene anspruchslose junge Mädchen dadurch von ganz andern Gefühlen beschlichen werde, als wenn er sie, wie es sich freilich für einem Fremden besser schickt, mit einen kalten: Fräulein Borén angeredet hätte.

Marie gerieth in eine holde Verwirrung, aus welcher sie sich jedoch wieder sammelte, als sie Welander grüßte und ihre Eltern küßte. Ahlström verschlang ihre ganze Gestalt, ihre kleinste Bewegung selbst, gleichsam mit seinen Blicken und der phlegmatische Welander gestand sich, daß er nie ein schöneres Mädchen gesehen habe. Sich an ihre Verwandschaft erinnernd fragte er Marien, ob es ihm erlaubt sei, sie Cousine nennen zu dürfen, eine Bitte, in welche Marie gern einwilligte; der fröhliche, und wenn er nicht in der Gesellschaft der gräflichen Familie war, so ungenirte Probst, schlug sogar vor, sie sollten sich einander Du nennen, was doch bei weitem gemüthlicher und bequemer sei. Welander war hiermit sehr zufrie-

den; aber sich mit diesem Vortheil nicht begnügend, wagte er sogar noch um einen weit größern anzuhalten, wozu er durch das Herkommen berechtigt zu sein glaubte, nämlich einen Kuß von dem jungen Mädchen zu erhalten, welches er von jetzt an Du nennen durfte. Wäre die Pröbstin in diesem Augenblick zugegen gewesen, so würde sie sich Welanders kühnem Verlangen jedenfalls entgegengesetzt haben, der gefällige lustige Probst jedoch gab lächelnd seinen Beifall, aber mit der Bedingung, daß dies nur für dies eine Mal sei. Marie, welche stets ohne Zögern that, was ihr Vater wünschte, entzog sich Welander nicht, als dieser ganz bescheiden ihr einen sanften Kuß auf ihre schönen Lippen drückte.

Ahlström war bei diesem Anblick bis zum Haß oder zur Raserei eifersüchtig auf seinen Freund. Als beide eine ganz kurze Zeit darauf auf ihrem Zimmer zusammen trafen, warf sich Ahlström an Welanders Hals und küßte ihn mit dem größten Entzücken.

Welander, welcher gleich andern Männern nicht viel von einer solchen Zärtlichkeit von einem seines Geschlechtes hielt, trat eilig zurück, wischte sich den Mund, und fragte halbböse: „Was, zum Henker ficht Dich an? hast Du den Verstand verloren?“

„Nein, aber um ein Haar wäre es der Fall ge-

wesen, als ich vorhin dastehen und zusehen mußte, wie Du das engelschöne Mädchen küßtest und nur ihren Kuß habe ich jetzt von Deinen Lippen gesogen, kannst Du das nicht einsehen? Wie selig mußtest Du Dich fühlen, als Dein Mund den Ihrigen berührte! Ich glaube, ich wäre in Flammen aufgegangen, wäre ich an Deiner Stelle gewesen!"

„Ich bin nicht so ein chemisches Schwefelholz, welches bei der geringsten Friktion Feuer fängt" — antwortete Welander — „aber ein süßer Kuß war es, das fühlte ich wohl."

„Aber Gott im Himmel! was bist Du für ein erbärmlicher Mensch! Ich weiß nicht, was mich mehr verdrießt, Dein Glück oder Deine Tölpelhaftigkeit! Und was war dies für ein Kuß! Du berührtest ja kaum ihre Lippen. O, hätte ich sie geküßt, sie hätte mich und meinen Kuß ihr Lebelang nicht vergessen sollen!"

„Ich wollte ihr wenigstens nicht Anlaß geben, die Erinnerung an mich mit der an eine unpassende Dreistigkeit zu verbinden, im Fall mich das liebe Mädchen überhaupt mit dem Andenken beehrt, und ich glaube nicht, daß ich dadurch bei ihr verloren habe."

„So hast Du wenigstens in einer Hinsicht ver=

loren und ich hoffe, daß Du diesen Verlust nie nachzuholen suchen wirst. Was mich anbetrifft, so versichere ich Dich, daß ich Marie Dir zum Trotz tausendmal küssen werde, und von mir soll endlich dieß bezaubernde Mädchen lernen, was ein Kuß ist, wovon Du ihr nicht den geringsten Begriff gegeben hast, Du jämmerlicher Kerl!"

„Jetzt halt auf mit Deinen Liebesausbrüchen und Thorheiten und höre ein vernünftiges Wort oder vielmehr beantworte mir eine ernste Frage: Was ist Deine Absicht mit Marien?"

„So schnell als irgend möglich ihre Liebe zu gewinnen, ihr die meinige zu erklären und dann — nun, dann spreche ich mit ihren Eltern, und da ich durchaus keinen Grund kenne, aus welchem sie eine Verbindung ihrer Tochter mit mir verweigern könnten, so wird sie dann schnell meine verlobte Braut."

„Sowohl Deine als Mariens Jugend, Eure kurze Bekanntschaft dürfte doch für Mariens Eltern ein triftiger Grund sein, wenigstens für jetzt ihre Einwilligung zu versagen."

„Glaube mir, Jugend und Liebe sind nur für einander geschaffen, und was unsre kurze Bekanntschaft anbetrifft, so will ich Marie ja heute am Tage nicht schon heirathen. Es bleiben mir ja noch einige

Tage Zeit, wenn wir die freundliche Einladung Deiner Verwandten annehmen, hier noch länger zu verweilen, was auch schon dadurch nothwendig ist, daß ich unsern Fuhrmann nicht jetzt schon verlassen kann.

„Diese Nothwendigkeit betrübt mich sehr, antwortete Welander, denn ich ahne, es wird nichts Gutes daraus entstehen. Ich bitte Dich, Ludwig, übereile Dich nur nicht, denn hier steht, wenn auch nicht Dein, doch Mariens Wohl auf dem Spiel. Schone das Herz des jungen Mädchens, Du selbst mußt ja wissen oder Dich wenigstens daran erinnern, wie unbeständig Du in der Liebe bist, und überdies — ist Marie keine Frau für Dich.

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich nie eher geliebt habe, als jetzt und daraus ersiehst Du, daß meine früheren flüchtigen Neigungen von den Gefühlen, welche mir Marie einflößt, ganz verschieden sind. O, Marie werde ich ewig lieben! Zweifle nicht daran! Aber wie um Alles in der Welt, kannst Du behaupten, daß Marie nicht als Frau für mich paßt? Wen verkennest Du? Mich oder sie?"

„Ich verkenne Euch beide nicht;" antwortete Welander, „aber ich kenne Dich. Dein Herz ist edel und gut, aber flüchtig und veränderlich; es ist leicht zu erobern aber schwer zu bewahren. Das Weib,

welches das Letztere vermag, muß mehr reizend als schön sein, sie muß glänzende Talente besitzen, welche von Andern bewundert werden; denn eine Frau, um die man Dich nicht beneidet, würdest Du nicht lange zu schätzen wissen. Untadelhaft in ihren Sitten, darf sie doch nicht ohne Eitelkeit sein; begnügt sie sich nur mit Deiner Huldigung, so wird sie diese auch schnell wieder verlieren, denn ich glaube, Du mußt die Qualen der Eifersucht erfahren, wenn Deine Liebe nicht erlöschen soll. Marie ist schön und wie ich glaube, auch gut, aber ihre Schönheit ist nicht glänzend, nicht hinreißend genug für Dich und bietet Dir nicht genug Abwechselung; sie ist zu einfach und vielleicht geistig zu beschränkt, um für die Dauer Deinem Geschmack genügen zu können.

„Aber mein Gott, glaubst Du denn, daß ich eben diese Einfachheit nicht zu schätzen verstehe, diese Unschuld und Schüchternheit, welche Marie so reizend machen? Sind sie nicht die schönste Zierde des Weibes?"

„Wenigstens einige der schönsten; aber Du wirst nicht immer so denken und jedenfalls reichen diese nicht mehr hin, wenn die ersten Jahre ihrer Jugend verflossen sein werden. Ich kenne Marie jetzt noch zu wenig, kann also meiner Sache nicht gewiß sein und

sie vielleicht unrichtig beurtheilt haben. Gelobe mir nur, wenigstens jetzt, während unsres kurzen Aufenthaltes hier, Marien nicht den Eindruck zu gestehen, welchen sie auf Dein Herz gemacht hat. Laß Dir Zeit, bedenke, prüfe und erwäge, bevor Du handelst. Ich kann mit dieser Bitte nichts bezwecken als Dein Wohl und Du wirst die Uneigennützigkeit erkennen, mit welcher ich Dir diesen Rath gebe und ebenso die Klugheit desselben.

Nach einigem Bedenken gab Ahlström seinem Freunde das Gelübde, welches dieser so dringend begehrte, und welchen Vernunft und Freundschaft zu demselben ermahnten. Ahlström indeß hielt sein Versprechen nur im buchstäblichen Verstande und sprach zu Marie zwar nicht mit den Worten, aber mit den Tönen der Liebe. Jetzt erfuhr diese zum ersten Male den süßen Zauber einer Stimme, welche in den sanften Nebengängen der zärtlichsten und feurigsten Gefühle den Weg zu den weiblichen Herzen sucht und findet, sie erfuhr die ganze Macht, die ganze Gefahr der Augensprache. Ahlström selbst wurde mit jeder Stunde, welche er in Mariens Gesellschaft verbrachte, mehr von ihr bezaubert und der Eindruck, welchen ihre Schönheit so schnell auf ihn gemacht hatte, wurde aus einem Sinnenrausch ein zärtliches tiefes Gefühl, von dessen Ernst sogar Welander, welcher so manche Beweise von

der Flüchtigkeit der Eindrücke seines Freundes hatte, schon einigermaßen überzeugt wurde. Marie war auch unbeschreiblich einnehmend und gewann in jeder Beziehung, je näher man sie kennen lernte. Sie war eins von den jungen Mädchen, welche vollkommen für das häusliche Leben geschaffen und bestimmt zu sein scheinen, hier Freude und Glück um sich zu verbreiten. In ihrem anspruchlosen Wesen, ihrem ungekünstelten Frohsinn, der gutherzigen Bereitwilligkeit, womit sie auf alle Wünsche ihrer Umgebung achtete und sie erfüllte, in der Ordnung, in ihrer Sorge, wo es die häuslichen Geschäfte anging, lag etwas unendlich Gewinnendes und man vergaß, wenn man sie so sah, daß sie mancher Talente und des leichtern freiern Umgangstones entbehrte, womit unsre jungen aufmerksam erzogenen Mädchen glänzen können. —

Einige Wochen waren den beiden Kandidaten in dem Pfarrhause zu Granarp verstrichen und die Zeit war jetzt gekommen, wo man von hier aufbrechen mußte. Man sollte sich indeß bald wiedersehen, denn der Probst hatte in seiner Liebe zur Gesellschaft und seiner Gastfreiheit die beiden jungen Leute gebeten, das bevorstehende Weihnachtsfest in Granarp zu verbringen, welches Gut nur einige Meilen von Lund entfernt war, eine Einladung, welche auch die Pröbstin in der

Hoffnung auf einen hübschen und vermögenden Schwiegersohn unterstützte. Mit welcher Freude Ahlström diese Einladung annahm, läßt sich leicht denken und Welander war sie sehr willkommen, da er sich durch sie der Nothwendigkeit entzogen sah, das schönste Fest des Jahres, welches er bisher stets im Schooße seiner Familie verlebt hatte, in der langweiligen Universitätsstadt zu verbringen.

Im Hause des Probstes Borén trug sich bis dahin nichts Bemerkenswerthes zu, und eben so verstrich auch unsern jungen Freunden das Leben in seinem einförmigen Alltagsgange. Marie und Ahlström dachten an einander und sehnten sich, einander wieder zu sehen; Ahlström wie ein Jüngling lebhaften und feurigen Temperaments, und Marie wie ein junges Mädchen, welches zum ersten Male liebt. Beiden war also der Herbst unausstehlich lang und sie sahen mit Ungeduld dem Weihnachtsfest entgegen.

Endlich war dies herangekommen. Es war um sechs Uhr am Weihnachtsabend. In dem kleinen Vorzimmer des Pfarrhofes von Grånarp prasselte eine gemüthliche Kaminflamme und sowohl hier wie in dem Saale glänzten mehr Lichter als gewöhnlich. Der Theetisch war bereits in Ordnung und auf einem andern Tische stand eine dampfende Bowle Punsch; kurz Alles

hatte ein fröhliches festliches Ansehen. Die Freunde von Lund waren noch nicht angekommen, wurden jedoch jeden Augenblick erwartet; und gerade als der Probst ungeduldig über ihr Zögern seine Befürchtung äußerte, daß unvorhergesehene Hindernisse sie vielleicht verhindert haben möchten, ihr Wort zu halten, öffnete Gurla gemächlich die Saalthür und rapportirte, daß die fremden Herren vor einer kurzen Weile angekommen seien, aber so still, daß die Herrschaft sie nicht gehört habe; ferner berichtete sie, daß sie dieselben auf das für sie bestimmte Zimmer geführte habe, wo sie jetzt ihre Kleidung in Ordnung bringen wollten, ehe sie vor der Herrschaft erschienen. Aber, setzte Gurla sehr weise hinzu, vielleicht brauchen sie Licht, denn ich höre sie sehr viel da oben in der Finsterniß herumtappen! —

„Herr Gott im Himmel! Was bist Du für ein dummes Frauenzimmer," rief die Pröbstin aus, welche fast ganz untröstlich bei dem Gedanken war, daß ihre Gäste sich im Dunkeln ankleiden mußten, und indem sie der Magd zwei Lichter gab, befahl sie ihr, dieselben in der größten Geschwindigkeit hinauf zu tragen. Während des hatten sich die Herren schon fast ganz im Mondschein angekleidet, und bald darauf hörte Marie mit klopfendem Herzen und erröthenden Wangen Ahl-

ströms wohlbekannte Tritte auf der Treppe. Dieser öffnete schnell die Saalthür und trat allein herein, denn er war zu ungeduldig auf den langsamen Wedander zu warten.

Indeß es dauerte nicht lange, als auch der Letztere erschien, worauf denn die kleine Gesellschaft sich munter und gesprächig um den Theetisch setzte. Nach dem Thee wurde die Bowle hervorgeholt, um durch diese die Fröhlichkeit noch zu erhöhen. Alle ließen sich den Punsch wohlschmecken, tranken, plauderten und scherzten; nur Magister Dorn nicht, welcher höchst verdrießlich schien, nur durch die Uebrigen aufgefordert dann und wann an seinem Glase nippte und ein Gesicht zog, als hätte er Essig getrunken, wenn er an der Gesundheit Theil nehmen mußte, welche der Probst seinen jungen Gäste ausbrachte. Der arme Magister Dorn! Schon seit dem Herbst hatte er in dem Kandidaten Ahlström einen Nebenbuhler geahnt und jetzt war es nicht mehr zu bezweifeln, daß dieser auch ein Glücklicher war. Leider konnte er Nichts dabei thun, er konnte ihn nur hassen mit seiner ganzen kleinen Seele, und hielt während der ganzen Weihnachtsfestest nicht eine einzige Predigt, in der er seinen Nebenbuhler nicht auf diese oder jene Weise gehörig die Wahrheit gesagt hätte. Wenn er auf seiner Kanzel stand, hafteten

seine Augen stets fest und düster auf Ahlström. Er verfluchte die Kinder dieser sündigen Welt und schilderte den Teufel, welcher als ein brüllender Löwe einherginge und suche, wen er verschlingen könne. Die arme Mamsell Petronella segnete in ihrem Herzen den braven Kandidaten und wünschte seinen Plänen das beste Gelingen, da diese ihre eigenen beförderten.

Auch der Weihnachtsgeschenke gab es manche und die drolligen Aufschriften und Verpackungen derselben trugen viel zur Erhöhung der Heiterkeit an diesem Abende bei. *)

Sowohl Welander als Ahlström besaßen Takt genug, um keine Geschenke von Werth mitzubringen und hatten sich nur mit allerlei geschmackvollen Kleinigkeiten versehen; manche von diesen wurden Marien zu Theil und diese waren von Versen begleitet, welche sowohl den Geber als den Liebhaber und Poeten verriethen. Unmöglich hätte man sich in diesen gefühlvoller, zarter und gefälliger ausdrücken können als Ahlström,

*) Die Weihnachtsgeschenke werden nämlich in Schweden von dem Geber in allerlei Attrapen oder künstlichen Verpackungen versteckt und so, unbekannt von wem sie kommen, in das Haus geworfen. Eine Sitte, welche man noch in dem sogenannten Schwedisch-Pommern findet, wo sich sogar der schwedische Name Julklappen (Jlklappar) erhalten hatte.

Marie las sie mit Entzücken und las sie wieder und wieder, so bald sie sich unbemerkt glaubte. Der Probst und seine Gemahlin hatten, wohl wissend, daß die gebetenen Gäste artig genug sein würden, einige Geschenke mitzubringen, auch einige Kleinigkeiten für diese angeschafft und Marie hatte für jeden von ihnen ein Paar sehr hübsche Pantoffeln gestickt. Welander machte es Vergnügen, schon am andern Morgen in dieselben zu steigen und den besten Gebrauch davon zu machen; Ahlström aber — irgend etwas mit den Füßen zu treten, was aus Mariens schönen Händen hervorgegangen war! — vor einem solchen Verbrechen sollte ihn Gott bewahren! Sie waren nur dazu geschaffen, betrachtet, an die Lippen und ans Herz gedrückt zu werden.

Da wir nun einmal von Versen und Weihnachtsgeschenken sprechen, so müssen wir auch von Mamsell Petronella's Schlauheit und poetischem Talent sprechen. Sie hatte ein warmes wollenes Wams stricken lassen und dies dem Magister Dorn geschenkt. Sehr sorgfältig und mit ganz ungeheuer feinen Stichen hatte sie dies Geschenk eingenäht, und der Magister brauchte sonach eine gute halbe Stunde, um alle diese unendlichen Stiche aufzutrennen, denn nachdem die äußere Hülle, des Paketes, ein grober Umschlag von Sacklein-

wand, geöffnet war, gab es noch ein Handtuch und endlich noch ein Schnupftuch aufzutrennen. Man kann sich sehr leicht denken, wie wenig eine solche Geduldsprobe den Magister in seiner Eifersucht und verdrüßlichen Laune zu belustigen vermochte; wie wurde er aber besänftigt, als er das stattliche Geschenk hervornahm und auf einem daran gehefteten Zettelchen folgende Zeilen las:

„Knöpf' sie ja zu bis oben hin,
Es schenkt sie Dir eine treue Freundin,
Die Dich lieb hat in Leid und Noth,
Im Leben und im bleichen Tod."

Mamsell Petronella hatte nicht mehr als eine ganze Nacht, ein ganzes Licht, eine ganze Feder und einen ganzen Bogen Papier dazu verbraucht, ehe sie mit diesem poetischen Gefühlsausguß zu Stande gekommen war. Als sie diese Zeilen ins Reine schrieb, bedurfte es aber keiner großen Sorgsamkeit, ihre Handschrift zu entstellen, denn sie hatte eigentlich gar keine eigne Handschrift, oder wenigstens nur eine der Art, wie sie den Schiffern und Haushälterinnen eigenthümlich ist, das heißt, eine solche, welche den Stand des Schreibenden verräth, aber keineswegs seine Persönlichkeit.

Von dem Weihnachtsabend ist weiter gerade

Nichts zu berichten, denn man aß gedörrte Fische, Reisgrütze, Braten und Torten, wie das so gewöhnlich der Fall war. Eine Zeit darauf sagte man sich eine herzliche gute Nacht und begab sich zur Ruhe.

Die ersten Weihnachtstage verflossen einförmig, aber keineswegs unangenehm, vielmehr waren sowohl die Leute vom Hause, als die Gäste sehr vergnügt. Ahlström war fast ausschließlich nur mit Marie beschäftigt, setzte aber dabei keineswegs die unschuldige und wohlberechnete Aufmerksamkeit von der Pröbstin aus den Augen; Welander leistete dem Probst Gesellschaft, rauchte, trank Bier und spielte Schach mit seinem Wirth.

An einem der Weihnachtstage gab es eine kleine Festlichkeit in dem Predigerhof; da aber die Gemeinde weder zahlreich, noch Leute von Stande zählte, so bot die Feierlichkeit Nichts dar, was wir dem Leser als unterhaltend beschreiben könnten. Ahlström war an diesem Tage äußerst heiter und besonders von Marien ganz bezaubert, und wäre sie nicht zugegen gewesen, so würde ihm diese Gesellschaft nicht nur langweilig, sondern auch lächerlich vorgekommen sein; jetzt aber war er außerordentlich vergnügt und alle Gäste schienen ihm liebe Leute zu sein. Er sah und hörte nur Marie und das Wenige, was er von den Andern er-

fuhr, wurde erst durch den verschönernden Zauberglanz der Liebe bestrahlt; er tanzte bis spät in die Nacht und da er stets an Mariens Seite war, so war er äußerst heiter und übersah den engen Raum, die mangelhafte Beleuchtung, die plumpen Mittänzer und das sehr schlecht bestellte Orchester, dessen einziges Instrument des Küsters gesprungene Violine war, welches dieser auf eine ganz unbarmherzige Weise mißhandelte, und dabei jedes nur irgend etwas musikalische Gehör peinigte. Ein solches besaß nun Ahlström in hohem Gade, aber die abscheuliche Musik belästigte ihn nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sie nicht hörte.

„Dieser verfluchte Küster,“ flüsterte ihm Welander während eines Walzers ins Ohr, „er tödtet mich mit seinen schrecklichen Tönen!“

„Du bist zu sehr verwöhnt, Bruder,“ antwortete Ahlström mit einem zufriedenen Lächeln; „der Kerl spielt wahrhaftig ganz brav und giebt uns jetzt eben einen herrlichen Walzer zum Besten.“ Mit diesen Worten blickte er Marie zärtlich an, legte ganz entzückt seinen Arm um ihren schlanken Leib und schwebte überglücklich mit ihr dahin.

Am Morgen des letzten Tages im Jahre verkündete Ahlström seinem Freunde Welander mit Bestimmt-

heit, daß er das alte Jahr nicht in der Ungewißheit über seine Herzensangelegenheit beschließen wolle, und daß er heute noch mit Marie deshalb sprechen werde. Er gab Welander den Auftrag, er möge die Aeltern zu unterhalten uud zu beschäftigen suchen, damit er dadurch seinen Wunsch erreichen könne, mit der Tochter allein zu sprechen.

Welander machte jetzt gar keine Einwendungen, denn er hielt diese für ganz zwecklos und glaubte überdies schon, daß eine zeitige Verbindung mit einem so guten und liebenswürdigen Mädchen für seinen Freund sehr nützlich sein würde und daß dieser dadurch vielleicht seine Flatterhaftigkeit verlieren und zu einer Festigkeit gelangen würde, welche ihm bisjetzt gänzlich mangelte. Er versprach daher, Ahlströms Wunsch zu befolgen und fragte nur, ob es nicht besser sei, erst die Einwilligung von Mariens Eltern zu haben, wenn er auch keine Ursache habe, Mariens Gegenliebe zu bezweifeln.

„Nein, lieber Freund, ich habe keine Lust, nach dem aus der Mode gekommenen Gebrauch den schönsten und poetischsten Augenblick meines Lebens in die alltäglichste und matteste Prosa zu verwandeln. Es wäre possirlich, wenn Mariens Eltern, nachdem sie einige Bedenklichkeiten hervorgesucht, auf meine Freierrede

ihr Jawort gäben, Marien hineinriefen, sie von meiner Freierei unterrichteten und es mir erlaubten, dem Mädchen in ihrer Gegenwart den Verlobungskuß zu geben. Alle diese Geschichten kommen mir so abgeschmackt und einfältig vor, daß mich der Gedanke daran schon anwidern würde, wenn Marie nicht ein so göttliches Mädchen wäre. Ich beabsichtige im Gegentheil, Marie zu bitten, unsern Bund bis zu dem Tage meiner Abreise von hier geheim zu halten; denn eben das Geheimniß ist die schönste Würze der Liebe."

Welander schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Diese pikante Würze," sagte er, „wirst Du als Verlobter uud später als Ehemann Dir versagen müssen."

„Nun ja, darein werde ich mich schon finden, obgleich es wirklich schade darum ist. Indeß werde ich alsdann zum Ersatz andere Genüsse finden; jetzt aber will ich mich sehr freuen. Sieh mich nur nicht so ernst und mißtrauisch an, Welander! Was zum Henker, liegt denn Böses in meinen Worten? Du brauchst nicht zu befürchten, daß meine Liebe zu Maria nicht beständig sein werde; ich werde sie ewig lieben, darauf verlaß Dich; nicht nur weil dies meine Pflicht ist, sondern weil ich nie aufhören kann, sie zu lieben.

„Das gebe Gott!" seufzte Welander, seine Toilette beendigend. Darauf folgte er seinem Freunde in den Saal und verschaffte nach ihrer Verabredung dem Letzteren die ersehnte Gelegenheit, mit Maria allein sprechen zu können, indem er, da die Pröbstin sich in häuslichen Angelegenheiten entfernt hatte, dem Probst eine Schachpartie vorschlug. Der Spieltisch befand sich in des Letztern Zimmer und Beide verfügten sich in dasselbe.

Die beiden Liebenden waren jetzt allein. Ahlström zögerte nicht lange; und alle Freiersförmlichkeiten aus dem Grunde seines Herzens hassend, schlang er seinen Arm um Mariens Leib, drückte sie zärtlich und feurig an sein Herz, sah ihr mit einem von Liebe flammenden Blick in das Auge und fragte sie, ohne alle weitere Präludien. „Marie! schönes, engelgutes, angebetetes Mädchen! Kannst Du mich lieben? Willst Du mein sein?"

Marie war so glücklich, so überrascht und verwirrt, daß sie anfangs kein Wort hervorbringen konnte. —

„O, antworte! antworte! Laß mich nicht in dieser grausamen Ungewißheit!" bat Ahlström in den schmelzendsten Tönen der Liebe. Maria erhob ihren

Blick, Thränen der Seligkeit feuchteten ihr Auge, und stammelnd und erröthend antwortete sie:

„Dies kommt ja nicht auf mich allein an; sprich mit meinen Eltern.“

„Deine Eltern, angebetete Maria, können deine Hand verschenken, aber nicht dein Herz, und nur wenn ich mich im Besitz des Letztern weiß, will ich Deinen Eltern für die erstere zu danken haben. Sag' mir, ich beschwöre Dich bei meiner Liebe, bei meiner ganzen zukünftigen Seligkeit, bei der Anbetung und der Treue, welche ich Dir ewig widmen werde. — Liebst Du mich?“

„Ja,“ flüsterte Marie und verbarg ihre glühenden Wangen an des Geliebten Brust.

Ahlström schloß sie von Neuem in seine Arme und seine Lippen brannten einen langen und berauschenden Kuß auf die ihrigen. Darauf warf er sich zu ihren Füßen, umklammerte ihre Kniee, bedeckte ihre Hände mit Küssen und sprach zu ihr in unzusammenhängenden, aber in Worten, welche nur die höchste Seligkeit geben kann, Alles was Glück, Liebe und Dankbarkeit Feuriges und Süßes vermag. Seine Liebe war leider eine solche, welche hastig entflammt, auflodert und Alles verheert und verbrennt, nicht aber die reinere wahrhafte Flamme, welche klar und erwär-

mend ihren milden Glanz über des Lebens Herbst verbreitet und ihre schönste Nahrung am häuslichen Heerde findet.

Nachdem Maria und Ahlström sich beruhigt und ihre aufbrausenden Gefühle sich etwas gelegt hatten, wußte der Letztere bald unter Scherz, bald unter Zärtlichkeitsbezeugungen sie zu überzeugen, daß es besser sei, ihr süßes Geheimniß noch einige Tage für sich zu behalten, und Marie willigte in seine Bitte gern, da sie des Beifalls ihrer Eltern für ihr Wohl gewiß war und nichts Böses in einer solchen Verheimlichung fand. Ueberdies machte die dem jungen Mädchen eigene Schüchternheit bei der Entdeckung ihres Liebesverhältnisses es Ahlström um so leichter seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Welander erfuhr gleich darauf von Ahlström, was vorgegangen war, jedoch ohne, daß Maria von diesem Vertrauen wußte, und dieser trug nun nach Kräften dazu bei, den Liebenden häufig kleine Zusammenkünfte möglich zu machen. Obgleich er bei dieser Sache wenig interessirt war, so unterzog er sich diesen Hülfsleistungen doch gern, auch der junge Liebhaber war unerschöpflich, allerlei Gelegenheiten aufzufinden welche ihm ein so angenehmes tête-à-tête mit seiner Braut verschaffen konnten, und in seiner Dreistigkeit stahl er in aller Geschwindigkeit manchen Kuß von

Mariens Lippen, sogar in Gegenwart ihrer Eltern, wenn diese ihre Blicke nach einer andern Seite gerichtet hatten. Marie war ganz bezaubert von ihrem liebenswürdigen und feurigen Ahlström, der ihr unter andern nur möglichen Beweisen seiner Liebe und Aufmerksamkeit mehrere Male des Tages heimlich die allersüßesten Billete und Briefe zusteckte, welche eben so feurigen als geistreichen Inhalts waren. — Leider ahnte das unerfahrene, junge Mädchen nicht, wie bitter sie dereinst eben durch diesen Jüngling leiden sollte, welcher sie jetzt so unaussprechlich glücklich machte. —

Der Probst und seine Frau hatten nicht die geringste Ahnung davon, daß Ahlström bereits ihrer Tochter seine Liebeserklärung gemacht hatte; indeß erwarteten sie diese mit Gewißheit und mit eben so großer Freude. Von Welander hatten sie gehört, daß Ahlström bei seines Vaters vorgerücktem Alter und dessen schwacher Gesundheit bald eine bedeutende Erbschaft zu erwarten hatte; eben so war dem Probst in Lund gesagt worden, daß Ahlström ein sehr geschickter, junger Mann sei und er gewiß auf der Bahn, welche er eingeschlagen hatte, zu hohen Ehren kommen werde. Demnach war diese Partie in jeder Hinsicht sehr vortheilhaft. Ahlström war ohnehin bei seinen dereinsti-

gen Schwiegereltern sehr hoch angeschrieben, denn ihm war es die unbedeutendste Aufgabe von der Welt, die Menschen für sich zu gewinnen, um deren Gunst es ihm zu thun war, und natürlich wollte er die Zuneigung von Mariens Eltern sich gewinnen, obgleich er vor Beiden keine sehr hohe Achtung fühlte. Den Probst hielt er für einen bedauernswürdigen Schwächling und die Frau Pröbstin für das unleidlichste Frauenzimmer, welches ihm je begegnet war. Da hingegen hegten diese Beiden, wie schon erwähnt, hohe Begriffe von dem Kandidaten Ahlström, und zugleich traf jetzt eine Gelegenheit ein, welche ihm besonders des Probstes größte Bewunderung erwarb, die ihn, da er Ahlström gegenüber seine eigne Unbedeutenheit fühlte, zu einem Schwur veranlaßte, welchen er sonst niemals gebrauchte. „So einen Kerl," rief er nehmlich verwundert aus, „habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, das ist ja ein Teufelskerl!" —

Diese Gelegenheit war nämlich folgende: Die gräfliche Familie hatte schon seit vielen Jahren am Neujahrstage stets einige Gäste aus dem Kirchspiel zu sich zu Mittag gebeten und diese hielten es für ihre Schuldigkeit, an diesem Tagen selbst bei den dringendsten Abhaltungen ihre Aufwartung in dem Herrenhofe zu machen. Der Graf erzeigte seinen Gästen

dadurch eine herablassende Artigkeit, und hatte dabei den Vortheil, daß er diese unbedeutenden Leute das Jahr hindurch nicht mehr zu sich zu laden brauchte. Die erwähnte Neujahrsgesellschaft war eben keine zahlreiche, denn sie bestand aus dem Probst und seiner Frau, der Tochter und seinem Adjunkten, dem Komminister, nebst Frau und Kindern, einem verabschieten Militair von niederm Range, welcher irgend ein Amt in den umliegenden Besitzungen des Grafen hatte; ferner einem Arzt aus der nächsten kleinen Stadt und einem Pächter mit den Seinigen, welcher ebenfalls der Mittelklasse angehörte und von dem Grafen ein zu seinem Hofe gehöriges Gut gepachtet hatte. Alle die Leute fühlten sich durch eine solche gnädige Einladung zugleich geehrt und glücklich; nur der alte Arzt und der Militair nahmen dieselbe ziemlich kalt an. Keinenfalls hätten die Uebrigen an einem solchen Ehrentage in des Grafen Hause gefehlt, obgleich Alle wohl fühlten, daß eben dieser Tag der allerlangweiligste im Jahre war, und sie Gott dankten, wenn er glücklich überstnden war.

An diesem erwähnten Neujahrsabende langte in dem Predigerhofe ein Bedienter in des Grafen Livree an, welcher dem Probst das Einladungsschreiben seines gnädigen Herren brachte. Borén nahm den Brief

und erbrach ihn mit sehr hochachtungsvoller Miene, auch die Pröbstin und Marie ahnete den Inhalt desselben, und errötheten Beide vor Unruhe und Neugier. Der Graf hatte in diesem Briefe ganz gewöhnliche freundliche Worte gewählt und unter andern auch die Einladung, oder die Erlaubniß hinzugefügt, daß der Probst morgen die beiden Kandidaten von Lund mitbringen solle, welche, wie der Graf gehört hatte, sich in dem Pfarrhofe aufhielten. Beide würden ihm, wie er schrieb, willkommen sein.

„Ich muß gestehen," sagte der Probst, „der Herr Graf ist äußerst freundlich; liebe Mama, sorge doch dafür, daß der Bediente gut bewirthet wird, während ich die ehrenvolle Einladung gebührend beantworte. „Wir sind alle zusammen zu Morgen Mittag eingeladen," fügte er hinzu, indem er sich vergnügt die Hände rieb und dabei eine ganz köstliche, halb Stolz, halb Ergebenheit ausdrückende Miene aufsetzte. „Sehen Sie, meine Herren, den Brief des Grafen, wenn er Sie interessiren kann!" Dabei reichte er Ahlström das Schreiben hin.

Dieser durchlas denselben sehr flüchtig und warf ihn darauf gleichgültig, als wäre dies der unbedeutendste Wisch von der Welt, vor sich hin auf den Tisch.

Der Probst betrachtete ihn ganz verwundert, glaubte, daß er den Inhalt des Briefes nicht verstanden habe und äußerte daher gleichsam, um ihm denselben zu erklären: „der Herr Graf habne in seinem Briefe ausdrücklich meiner Gäste erwähnt.“

„Ja, das sehe ich,“ antwortete Ahlström kalt. „Werden Sie denn hinfahren?“

„Ob wir fahren?“ wiederholte der Probst, noch mehr erstaunt über eine so unerhörte Gleichgültigkeit. „Jawohl werden wir fahren, das kann ja durchaus nicht in Frage stehen!“

„Man könnte wohl auf einen Vorwand sinnen, diese Einladung auszuschlagen,“ fuhr Ahlström in demselben gleichgültigen Tone fort. „Ich erinnere mich, daß Fräulein Marie neulich äußerte, daß diese gräfliche Herrschaft durch ihre Steifheit und ihre Langweiligkeit einem total zuwider sein müßte.“

„Steif und langweilig!“ rief der Probst; „Gott bewahre! Mädchen, wie kannst Du so etwas sagen! Die Großen haben natürlich ihre eigene Art und Weise, wie wir auch die unsrige; aber dies ist eine zu gnädige Herrschaft, das versichere ich Ihnen. Wir können und dürfen diese Einladung nicht ausschlagen und es würde mir sehr unangenehm sein, wenn Bruder Ahlström und Welander uns nicht dahin

folgten. Der Graf würde dies auch ganz besonders übel nehmen."

Ahlström lächelte. — „Es ist uns wirklich sehr gleichgültig, wie der Graf unser Ausbleiben aufnehmen wird," entgegnete er, „aber des Herrn Onkels Wunsch werde ich gern befolgen und eben so gehorsam auch Welander. Wir wollen versuchen, ob wir die Gesellschaft bei dem Grafen morgen nicht etwas froher und angenehmer machen können, als sie gewöhnlich ist."

Der traut sich gewiß etwas zu viel zu, sagte der Probst für sich selbst, was in aller Welt kann er nur anfangen wollen, um eine Aenderung in den Gesellschaftston bei dem Grafen zu bringen! Schweigend den Kopf schüttelnd ging er hinaus, um in den unterthänigsten Worten den Brief des Grafen zu beantworten.

Am andern Morgen fand Marie bei ihrem Erwachen einen niedlichen in Versen geschriebenen Neujahrsbrief von ihrem Geliebten auf dem Tische an ihrem Bette liegen, welchen Ahlström, Gott weiß wie, hereingeschmuggelt hatte. Mit Thränen der Liebe und des Glücks in den Augen las sie diesen Brief und vergaß dabei ganz ihren Verdruß und die Bangigkeit, welche sie sonst an jedem Neujahrsmorgen, bei

dem Gedanken an den Tag beschlichen, welchen sie in der vornehmen Gesellschaft verbringen sollte.

Der alte Graf, welcher dem Probst die Gattin und seine Pfarre geschenkt hatte, moderte schon seit mehrern Jahren in dem Erbbegräbniß seiner Familie und der jetzige Eigenthümer des Gutes war dessen ältester Sohn, ein nunmehr beinahe funfzigjähriger Mann. Die Witwe des verstorbenen Grafen indeß lebte noch und wohnte bei ihrem Sohn. Diese war alt und stand am Rande des Grabes; aber gerade sie war von dem größten Ahnenstolz beseelt und die hochmüthigste ihres ganzen Geschlechtes, und um sich ganz lächerlich zu machen, putzte sie sich jugendlich heraus und ging übertrieben zierlich gekleidet. Daher war sie denn die abscheulichste Erscheinung auf unsrer Erde, denn ein thörichter Uebermuth und weltliche Eitelkeit bei hohem Alter erwecken eben so großen Abscheu wie Verachtung. Die jüngere Gräfin, die Gattin ihres Sohnes, war ein zartes bleiches Wesen und schien nichts weniger als glücklich in der Pracht und dem Ueberfluß, welcher sie umgab; im Uebrigen aber war sie freundlich und liebenswürdig. Ihre Töchter waren ebenfalls bleiche, schwächliche Mädchen, zwar etwas stolz und vornehm, aber keineswegs unangenehm in ihrem Aeußern und ihrem

ganzen Wesen. Von dem Grafen läßt sich durchaus Nichts sagen; er war weder gut noch böse, weder geistreich noch dumm, sah ganz gut aus, kleidete sich schön und wußte er nicht viel Anderes, so wußte er doch, daß er Graf war.

Der Probst Borén trat, als seine Familie im Gräflichen Salon erschien, zufälligerweise zu allerletzt ein. Welander sah mit schwerverhaltenem Lächeln und Ahlström mit einem wirklichen Widerwillen, wie er sich bei seinem Gruß fast im Staube wälzte vor dem Hochgebornen Wirth und den beiden Gräfinnen. Die Pröbstin neigte sich ebenfalls so tief, wie es ihre Beine nur erlauben wollten und Marie, deren jüngere Glieder etwas geschmeidiger waren, verbeugte sich noch tiefer und zwar zum größten Verdruß ihres Geliebten, welcher sich dabei unwillig auf die Lippen biß. Indeß konnte man es von Marie nicht anders erwarten, da ihr dies schon von der frühesten Kindheit an eingeprägt worden war, und sie jedesmal in den unterthänigen Artigkeitsbezeugungen ein paar Tage vorher eingeübt wurde, mit welchen ihre Mutter sie der Gräfin vorführte. Was Ahlström anging, so machte er vor den beiden Gräfinnen eine ganz achtungsvolle Verbeugung, aber so leicht und ungenirt, daß man wohl sah, daß seine tiefere Verbeugung nur eine Ach-

tung des Alters und des Geschlechtes, keineswegs aber eine Huldigung für deren hohe Geburt war. Ebenso grüßte er auch den Grafen und die jungen Fräulein.

Nachdem die Verbeugungen und Vorstellungen vorbei waren, warf Ahlström einen Blick auf das Zimmer und fand den gegenwärtigen Auftritt höchst lächerlich. Beide Gräfinnen saßen im Sopha; die Pröbstin zwar auch, aber in gebührender Entfernung von den ersteren und vor lauter Ehrerbietung höchst unbequem in der äußersten Sophaecke. Ihnen zur Seite hatten mehrere andre Damen Platz genommen, alle aber zeigten eine gezwungene und verlegene Miene und sprachen fast im Flüstertone. Weiter entfernt im Zimmer saß eine Reihe von jungen Mädchen; keines von ihnen aber schien sich wohl zu befinden, den auch sie waren äußerst scheu und hochroth im Gesicht. Sie trugen insgesammt kurze Locken, welche kaum bis an die Schläfe reichten; dies war eine Folge ihrer Sorgsamkeit, mit welcher sie an diesem großen Tage ihr Haar in eine Menge von Papilloten gezwängt hatten, damit ihre Locken nicht bei der Festlichkeit aus ihrer Form kommen sollten. Die jungen Fräulein hatten sich ebenfalls dieser Gruppe angeschlossen, redeten dann nnd wann die andern jungen Mädchen an und erhielten pünktlich auf jede ihrer

Fragen eine Antwort. Marie zeichnete sich vor ihren Kammeradinnen sehr vortheilhaft aus, und zwar sowohl wegen ihres einnehmenden Aeußern, als ihres feineren Wesens. Auch sie hegte zwar eine sehr einfältige und kindische Hochachtung vor der gräflichen Herrschaft, und fand sich bei so vornehmen Leuten eben nicht heimisch; aber ihr natürlicher guter Witz, das Bewußtsein ihrer Schönheit, welches doch keinem schönen Mädchen ganz fehlt, ferner der Blick ihres Geliebten, welcher dem ihrigen so häufig begegnete, — Alles dies trug dazu bei, ihr Muth und eine freie gefällige Haltung zu geben.

Der Probst sprach mit dem Grafen und machte bei jedem Wort tiefe Bücklinge; während sich der alte Militair und der Arzt ziemlich ungenirt mit einander unterhielten. Die übrigen Herren hatten sich theils am Ofen, theils an der Stubenthür gruppirt; sie sprachen dann und wann halblaut ein Wort mit einander, schienen sehr in Verlegenheit, da sie nicht wußten, wo sie ihre Hände hinthun sollten, und einer oder der andere von ihnen, der sich doch ein freieres Aussehen geben wollte, balancirte abwechselnd auf den Zehen oder den Absätzen. Ahlström warf einen Blick zu Welander hinüber und Beide mußten sich auf die Lippen beißen, um ein herzliches Geläch-

‚er zu unterdrücken. Uebrigens ist ein Anblick, wie er sich hier im Zimmer darbot, so spaßhaft er auch war, keiner weiteren Beschreibung mehr werth, und erscheint auch jetzt selten den Augen des Lesers, denn diese Erhöhungen und Vertiefungen in dem Felde des Gesellschaftslebens sind von der Vorurtheilsfreiheit und dem Streben nach Gleichheit unsrer jetzigen Zeit ziemlich geebnet worden.

Die vornehmen Wirthsleute schienen auch wirklich in dem Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit zu schwelgen, und besonders war der Graf in der allerbesten Laune. Er verließ jetzt den Probst und machte die Runde im Zimmer, sprach mit Jedem einige gnädige Worte und that ganz so wie einer der königlichen Familie auf einem Neujahrsball zu Stockholm. Keiner von den Gästen verließ seinen Platz, der Candidat Ahlström allein machte eine Ausnahme, und — hat man je so etwas gehört! — er spazierte ganz ungezwungen dahin und auf das Schönste der Fräulein zu, mit der er eine leichte sehr artige Unterhaltung begann. Anfangs schien das Fräulein etwas verwundert, bald aber fand sie daran Gefallen, denn der hübsche junge Mann drückte sich überaus fein und gefällig aus und wußte selbst in den geringsten Umstand Interesse zu legen. Ahlström zog auch Marie in sein

Gespräch mit dem Fräulein, die übrigen gräflichen Töchter nahmen an demselben ebenfalls Theil, und so verstrich wenigstens diesen fünf Personen die kurze Zeit recht angehm, bis man sich zu Tische begeben konnte.

Der Graf bot der Pröbstin seinen Arm, um sie zur Tafel zu führen, Borén näherte sich ganz ergebenst und zögernd der Gräfin, welche über seine Unentschlossenheit lächelnd, ihm selbst ihren Arm hinreichte. Die verwitwete Gräfin gab den ihrigen dem Arzt, ihrem Factotum. Ahlström bot den einen Arm dem Fräulein, den andern Marien, indem er lächelnd bemerkte, daß hier weniger Herren als Damen anwesend seien und er sich überdieß hierdurch einen beneidenswerthen Platz bei Tische sichern wolle. Zu Anfang ging es bei der Mahlzeit höchst langweilig zu; man aß und sprach kein Wort.

„Ich will doch versuchen, etwas Leben in diese Automaten zu bringen," sagte Ahlström zu sich selbst und auf eine Gelegenheit wartend, des Grafen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Eine solche bot sich denn auch bald, als die wortkarge Unterhaltung eine Wendung nahm, welche Ahlström erlaubte, eine Anekdote einzuflechten, in welcher einer von den Vorfahren des Grafen eine sehr große Rolle spielte. Ahlström hatte eine angenehme Art zu erzählen und wußte auch

dem erwähnten Ahnherrn einen gehörigen Glanz zu geben, so daß der Graf ihn mit großem Vergnügen zuhörte, und scheinbar sich sehr für ihn interessirend, die Unterhaltung mit ihm fortsetzte. Ahlström führte diese lebhaft und wußte sie durch ergötzliche Einfälle und witzige Anekdoten zu würzen. Der Graf lachte aus Herzens Freude, der alte Militair und der Arzt ebenfalls und endlich auch der Probst, als er sich überzeugt hatte, daß es erlaubt sei, zu lachen. Die übrigen Herren erdreisteten sich zwar nicht zu lachen, ließen aber doch zuweilen Laute eines schnaubenden oder zischenden unterdrückten Lachens hören. Die jüngere Gräfin und ihre Töchter nahmen an der allgemeinen Heiterkeit Theil, die alte verwitwete Gräfin aber, welche sehr taub war, saß da wie aus dem Himmel gefallen, und nach Athem schnappend, als sie dieses ungewöhnliche frohe Wesen bei dem sonst so stillen Neujahrsmahl sah, wo der Graf allein das Wort zu führen pflegte.

Als man vom Tische aufgestanden war, näherte sich Ahlström der Gräfin. Diese fragte ihn nach einem jüngst erschienenen Buche und lenkte hierdurch die Unterhaltung auf ein Feld, auf welchem Ahlström ganz zu Hause war. Die Gräfin fand an diesem Gegenstand des Gesprächs großes Interesse und wurde durch alles das, was Ahlström ihr von den neuesten

Büchern und deren Verfassern erzählte, wieder neu belebt. Die stolze Schwiegermutter war hierüber sehr unzufrieden, und warf dann und wann einen mißbilligenden Blick auf die junge Gräfin, welche aber von diesen Blicken durchaus keine Notiz nahm.

Ahlström entging dies nicht. Aha, Alte! dachte er, ich merke, ich bin bei dir in Ungnade gefallen; doch das soll bald besser werden. Er fing jetzt an mit lauter Stimme von einem französischen Buche zu erzählen, welches eine Schilderung des Hofes Gustavs III. und der schönsten und ausgezeichnetsten Damen desselben enthält. Er hatte das Buch, wie er sagte, sehr aufmerksam und mit großem Interesse gelesen und konnte sich nichts Schöneres und Glänzenderes denken, als diese reizenden Hofdamen, welche zugleich die Vorzüge der Geburt, des Geistes und der Schönheit vereinigten. Die alte Gräfin war nicht so taub, um diese absichtlich gesprochenen Worte nicht zu verstehen und war durch dieselben sogleich gewonnen.

„Ja, mein Lieber," fiel sie ein, das war ein glänzender Hof, das weiß ich am Besten, da ich an demselben lebte." Und jetzt mußte Ahlström eine weitschweifige, langweilige Erzählung von den längst vergangenen Jugendtagen der Gräfin anhören, gewann sich aber durch die scheinbare Aufmerksamkeit, welche

er dieser Erzählung widmete, ganz ihr Wohlwollen. — Bald darauf durchblätterte Ahlström die auf dem geöffneten Piano liegenden Notenhefte. — „Sind der Herr Kandidat villeicht musikalisch?" fragte der rechts sitzende Graf.

„Sehr wenig," antwortete Ahlström, und setzte sich auf seinen Wunsch an das Instrument, auf welchem er ein nicht gewöhnliches Talent besaß. Er sang; man hörte ihn mit Bewunderung zu und bat ihn zu wiederholten Malen, noch Einiges vorzutragen. Endlich schlug er einige Accorde zu einer muntern Tanzmusik an, und spielte einen neuen schönen Walzer. „Wie ist es den jungen Damen nur möglich, eine solche Musik anzuhören, ohne eine unwiderstehliche Tanzlust zu fühlen!" fragte er eins der Fräulein, welches mit andern jungen Mädchen in seiner Nähe stand.

„Ja, es ist wirklich unmöglich," antwortete diese, den Fuß taktmäßig bewegend.

„Läßt sich denn diese Lust nicht befriedigen?" fuhr Ahlström fort; „in Ermangelung der Tänzer walzen ja die jungen Damen gewöhnlich recht gern mit einander."

Das junge Mädchen wurde ein wenig verlegen, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Endlich schlug sie den Blick auf und murmelte etwas von der

„Großmutter“ und dem „Vater“. Der Graf hatte Ahlströms Vorschlag gehört, und war mit demselben zufrieden. „Man kann ja die Thüre zum Speisesaal öffnen,“ meinte er, dort wird man das Instrument hören, und wenn der Herr Kandidat so gütig sind, etwas zu spielen, so könnt Ihr drüben im Saal gern ein Tänzchen machen.“

Wie der Graf vorgeschlagen hatte, geschah es, und da außer Welander, den beiden elf- bis zwölfjährigen Söhnen des Grafen und deren Informator sich kein junger Mann in der Gesellschaft befand, so tanzten die jungen Mädchen, nachdem die vorhin Genannten sich ihre Tänzerinnen gewählt hatten, mit einander, und waren ganz vergnügt. Die älteren Gäste kamen in den Saal, um dem Tanze zuzusehen. und selbst die Großmutter nahm in dem Lehnstuhl an der Saalthür Platz, und betrachtete eine Zeit lang die Tanzenden mit scheinbarem Vergnügen. Als darauf der Tanz beendet war, und der Graf sich mit dem Doctor und dem Probst an den Spieltisch setzte, holte sich Ahlström ebenfalls Karten und machte damit den jungen Mädchen eine Menge Kunststücke vor, welche diese sehr ergötzten. Der Abend verfloß also schnell und angenehm, und keiner von den Gästen hatte jemals einen solchen Neujahrstag bei dem Grafen verlebt.

Als die Gesellschaft nach der Abendmahlzeit sich trennte, bat der Graf Ahlström und Welander ihm vor ihrer Abreise von Grånarp noch einmal das Vergnügen machen zu wollen, bei ihm vorzusprechen, und setzte hinzu, daß sie ihm, wenn sie später wieder den Pfarrhof besuchten, jederzeit in seinem Hause willkommen sein würden. Die Gräfin unterstützte die Einladung ihres Mannes und selbst die alte Großmutter sagte, als Ahlström sich von ihr verabschiedete: „Ich danke für die heutige Unterhaltung, mein Lieber und ich hoffe, daß wir Ihn öfters hier widersehen werden.“ Ahlström hatte also einen neuen Beweis geliefert, wie leicht es ist, sich überall durch ein gefälliges Benehmen, eine ungezwungene Haltung und guten Ton beliebt zu machen.

Marie war unendlich stolz auf ihren Geliebten an diesem merkwürdigen Tage; war aber zugleich etwas niedergeschlagen, da sie sich ihm zur Seite so unbeholfen und unbedeutend vorkam. Dies letztere hatte Ahlström indeß durchaus nicht wahrgenommen, im Gegentheil sie heute wie stets ganz bezaubernd schön gefunden. —

Der Probst war außer sich vor Erstaunen und Bewunderung über Ahlströms freies Benehmen in der Gesellschaft der hochgräflichen Familie, und über die

Folgen desselben. „Dieser Kandidat ist wahrhaftig ein ganz verteufelter Kerl!“ sagte er zu seiner Frau als sich das Ehepaar zusammen im Schlafgemach befand. —

Am Tage seiner Abreise nach Lund hielt Ahlström bei Mariens Eltern feierlich um die Hand der Tochter an. Alles traf dabei so ein, wie er es sich schon früher vorgestellt hatte. Der Probst und seine Frau konnten kaum ihre Freude darüber verbergen, ihre Tochter so gut versorgt zu wissen, hielten es aber doch für nothwendig, einige Einwendungen in Betracht der großen Jugend der beiden Leutchen zu machen, die Einstimmung von Ahlströms Eltern in eine so frühzeitige Verbindung in Zweifel zu ziehen, und zugleich das Unangenehme eines langen Brautstandes zu schildern. Ahlström widerlegte diese Einwürfe, obgleich er sehr gut wußte, daß sie nur zum Schein gemacht waren. Als endlich diese Angelegenheit so weit in’s Reine gebracht war, wurde Marie hereingerufen, ihr mitgetheilt, daß Ahlström um ihre Hand angehalten habe, und daß sie, die Eltern, ihm ihre Einwilligung gegeben hätten, in sofern sie nichts dawider einzuwenden habe. Ahlström redete Marie in dem gewöhnlichen ehrbaren Freiertone an und diese, welche wirklich in großer Verlegenheit war, ihre Eltern so zum Besten

haben zu müssen, willigte ein. Beide empfingen jetzt die Glückwünsche und den Segen der Letztern und Ahlström bat diese mit verstellter Schüchternheit, aber zugleich mit einem verstohlenen schelmischen Blick auf Maria, ihm den ersten Kuß von den Lippen ihrer Tochter erlauben zu wollen. Maria, das arme Mädchen, erröthete und war fast böse über so viel Falschheit; ihrem Geliebten aber machte diese Komödie vielen Spaß und sobald es sich thun ließ, flüsterte er ihr zu: „Theure, geliebte Marie, der Kuß war ja eben so ersehnt und eben so süß, wenn er auch nicht der erste mehr war; denn eben dieser erste verliert seine ganze Süße, wenn man ihn nicht unter vier Augen nehmen und geben kann."

Welander wurde jetzt mit dem Glück seines Freundes bekannt gemacht und da Mariens Eltern keine Gründe kannten, weshalb sie die Verlobung ihrer Tochter geheim halten sollten, beschlossen sie, eine Bowle zu brauen und in Magister Dorns und Mamsell Petronella Stachels Gegenwart die Gesundheit der Neuverlobten zu trinken. Dieser Beschluß wurde richtig ausgeführt, hätte aber fast eine schreckliche Folge gehabt, denn als der arme Magister diese ihm das Herz abkneifende Gesundheit trinken sollte, steckte ihm ein tiefer Seufzer im Halse; der Punsch ging in die Luftröhre und fast wäre er durch dies Unglück erstickt.

Roth wie ein Krebs und mit hervortretenden Augen fuhr er auf die Thür los, was keiner der Anwesenden mehr bemerkte, als Mamsell Petronella. Diese folgte ihm auf dem Fuße nach und fand ihn draußen auf der Hausflur in der jämmerlichsten Lage. Da sie errieth, was ihm begegnet war, und hier dasselbe Mittel für nöthig hielt, welches man anwendet, wenn man eine Gräte oder dergleichen im Halse hat, so begann sie ihm mit ihren derben Fäusten den Rücken zu bearbeiten und rief einmal über das andre: „armer Magister, theurer Magister!". — Dieser athmete endlich wieder frei, war aber wenig dankbar für ihre Bemühungen. „Lassen Sie mich in Ruhe, Mamsell Petronella," fuhr er sie etwas heftig an, „was soll denn dieser Spectakel?"

„Nun, ich werde den Herrn Magister gern in Ruhe lassen, wenn er die Besorgtheit einer guten Freundin so schlecht zu erkennen weiß," antwortete diese in demselben Ton und verließ ihn. Der Magister lernte indeß nach und nach in der Fürsorge seiner Freundin einigen Trost zu finden, und Mamsell Petronella Stachel erreichte endlich ihren Herzenswunsch, nämlich den: „Frau Magister Dorn" genannt zu werden. —

Viertes Kapitel.

Glück der Verlobten und Neuverehlichten.

So unverhofft und unerwünscht Ahlströms Eltern auch die frühzeitige Verbindung ihres Sohnes war, so erhielt dieser doch leicht deren Einwilligung; denn sie besaßen außer Ludwig nur ein Paar Töchter und dieser war daher als einziger Sohn ihrem Herzen so theuer, daß sie es nicht vermochten, durch Aeußerung ihrer Mißbilligung seine Glückseligkeit zu stören; als sie nun im nächsten Sommer Maria persönlich kennen lernten, gewann diese durch ihre Schönheit und Herzensgüte ihren ganzen Beifall und ihre Zuneigung.

Im Juni desselben Jahres bestanden Ahlström und Welander ihre Examen. Wie sehr erfreut Beider Eltern über die Ehre ihrer Söhne waren und wie auch der Probst, seine Frau und Tochter sich dadurch glücklich fühlten, läßt sich leicht denken. Am Abende desselben Tages erregte Maria durch ihre Schönheit auf dem Balle — dem einzigen großen Balle, welchem sie bis jetzt beigewohnt hatte — die allgemeine Bewunde-

rung und einstimmig wurde sie von den jungen Herren für die Königin des Balles erklärt. Da man Ahlströms Verbindung mit diesem schönen Mädchen kannte, so nahm dieser mit Freude und Stolz die ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken dargebrachten Glückwünsche seiner Freunde entgegen. Man nannte ihn beneidenswerth und er selbst war hiervon ganz überzeugt, denn Marie war in dem geschmackvollsten Ballkleide noch weit schöner, als er sie je vorher gesehen hatte und ihre Reize wurden durch einige Blödigkeit, das Unsichere in ihrem Wesen und Ton noch sehr erhöht, denn eben dies zeigte von ihrer Anspruchlosigkeit und Unschuld. Noch von weit größerer Liebe beseelt (wenn dies überhaupt möglich war) folgte Ahlström seiner Verlobten und deren Eltern nach Gräunarp, wohin auch sein Vater und seine Mutter kam. Beide Familien verbrachten einige so angenehme Tage bei einander, daß selbst die launische Pröbstin während dieser Zeit nicht ein einziges Mal ein verdrießliches Gesicht zeigte.

Es schien jetzt indeß den Liebenden noch ein langer Brautstand bevorzustehen. Ahlström arbeitete mit rastlosem Eifer für seinen künftigen Beruf und die süße Hoffnung, Maria zu besitzen; deshalb war es ihm auch nicht oft möglich, lange bei ihr zu verweilen;

Beide suchten daher durch einen ununterbrochenen Briefwechsel die Schmerzen ihrer Sehnsucht zu versüßen, und in jedem von Ahlströms Briefen spiegelte sich seine brennende Liebe und sein lebhafter Geist. Schwerlich hat wohl je eine Braut von ihrem Geliebten süßere und liebenswürdigere schriftliche Beweise von seiner Zärtlichkeit erhalten. Auch Maria verstand einen guten Brief zu schreiben und wie Alle, welche klaren Verstand und einen gewissen Gefühlsreichthum besitzen, aber wenig an das Gesellschaftsleben gewöhnt sind, drückte auch sie sich besser schriftlich als mündlich aus. Ihre Briefe waren so feurig, so voller Leben und Gefühlsäußerungen, wie sie ihre Unterhaltung lange nicht in dem Grade besaß. Wenn man nun noch dazu nimmt, daß sie eine sehr schöne Hand schrieb, und es selbst dem genauesten Kritiker nicht möglich gewesen wäre, einen einzigen Sprachfehler in ihren Briefen zu entdecken, so läßt sich leicht denken, welch lebhaftes Vergnügen ihr Verlobter bei Empfang derselben fühlen mußte.

Uebrigens war es für das Verhältniß Beider zu einander sehr vortheilhaft, daß sie als Verlobte nicht öfter beisammen waren. Mariens Gefühle würden vielleicht nicht dieselben geblieben sein, wenn sie ihn auch in diesem Jahre tagtäglich gesehen hätte; Ahl=

ströms Liebe hingegen bedurfte dieser Sehnsucht wohl als eines Reizmittels, um stets ihre erste Frische und Stärke zu behalten. So aber nahm Marie während der ganzen Zeit ihres Brautstandes nicht die geringste Veränderung in der Zärtlichkeit uud Lebhaftigkeit von ihres Verlobten Liebe wahr und sah dies als die sicherste Bürgschaft für das Glück ihrer Zukunft an.

Die Liebe des Weibes ist mit sehr wenigen Ausnahmen stets so, wie der Mann sich dieselbe schafft. Ist dieses Bekenntniß auch ein wenig demüthigend, so ist es nichts desto weniger auf tausendfache Beweise begründet und deshalb möchten wir es als Wahrheit anerkennen. Dies war auch bei Marie der Fall. Wäre die Liebe Ahlströms innig und wahr, dabei ruhig, besonnen und frei von aller Uebertreibung gewesen, so würde auch die ihrige ganz eben so gewesen sein; jetzt aber war seine Liebe feurig, leidenschaftlich, heftig und schwärmerisch und die ihrige glich dieser um ein Haar. Eine solche Liebe schenkt die größte Seligkeit, und, so lange sie dauert, auch den schönsten Genuß, unglücklicher Weise aber liegt selten die Beständigkeit in ihrer Natur. Es scheint fast, als wäre der selige Rausch, in welchen sie einwiegt, zu viel für unsre Erde, oder als läge darin ein Verbrechen, welches strafbar sei, denn in der Regel muß man die kurze

Freude mit langen bitteren Leiden bezahlen. Eine solche Liebe muß also viel zu theuer erkauft werden.

Früher als Ahlström es zu hoffen wagte, kam der Tag seiner ehelichen Vereinigung mit Marien heran. Sein Vater starb und hinterließ ihm ein Vermögen von zwanzigtausend Thalern. Er war jetzt Doktor der Medizin und erhielt ein kleines Amt, von dessen Einkünften er freilich nicht ohne eigenes Vermögen als Ehemann hätte leben können, aber da er das Letztere besaß, so konnte er ein gemächliches Leben führen. Auch Mariens Eltern opferten in Verhältniß zu ihren Kräften ein Bedeutendes für die Einrichtung ihrer einzigen, geliebten Tochter und ließen ihr dadurch den Hochzeitstag nm so schneller herankommen. Nie lag ein glücklicheres, liebenswürdigeres nnd zärtlich liebenderes Paar als Ahlström und Marie knieend vor dem Altar, um den priesterlichen Segen zu empfangen. Diesen ertheilte ihnen Borén selbst. Er war tief gerührt bei dieser Handlung, aber überzeugt, daß er die ganze zukünftige Seligkeit seiner Tochter dadurch sichere. Welander agirte in seltner Freude über Ahlströms Glück als Anführer des hochzeitlichen Zuges.

Ahlström hatte in der Nähe der kleinen Stadt, an welche ihn sein Amt fesselte, ein hübsches kleines Landhaus gemiethet. In der Stadt führte man, wie in

allen kleinen Städten, ein stilles geräuschloses Leben, eben so auch in der Umgegend derselben, die aber doch so zahlreich von vermögenden Familien bewohnt war, daß der junge Arzt bald eine ausgebreitete und einträgliche Praxis erhielt. Die Geschicklichkeit, mit welcher er seine Kunst ausübte, seine freundliche Theilnahme an seinen Patienten, welcher Klasse sie auch angehörten und wie gering auch ihre Mittel sein mochten, ferner die liebenswürdige Zuvorkommenheit in seinem Umgange, alle diese Vorzüge wurden bald bekannt, und erwarben ihm das allgemeine Wohlwollen, Vertrauen und Achtung. Eben so machte Marie bei Allen, mit denen sie bekannt wurde, einen für sie sehr günstigen Eindruck.

Die Wohnung des jungen Paares war gemüthlich, geschmackvoll und niedlich und entbehrte auch einer gewissen Eleganz nicht, welche Ahlström so gern um sich sah. Dabei sah man hier durchaus keine Pracht, oder Ueberfluß, sondern Alles in vollkommener Uebereinstimmung mit den Vermögensumständen des Hausherrn. Eben unter solchen äußeren Umständen blüht und gedeiht die häusliche Freude am schönsten und frischesten. Der Glanz des Reichthums, anspruchvolles Wesen und Ueppigkeit verursachen stets etwas Fremdes und Kaltes, Sorge hingegen erstickt Liebe

und Vertraulichkeit, Noth aber ist der größte Feind des häuslichen Glückes, denn das Gemüth wird unter ihrer Last niedergedrückt und verhärtet unter derselben, und das alte Sprichwort ist wahr und leider auf Erfahrung gestützt: wenn die Armuth in die Thür schreitet, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus. Besitzt man aber Alles, was man unter mäßigen Ansprüchen fordern kann, hat man nicht drückende Nahrungssorgen, muß man wirken und für seinen Hausstand sorgen und sieht also seinen Wohlstand durch das Bewußtsein gewürzt, sich diesen selbst erworben zu haben; kann man ferner sich zuweilen Freuden und Genüsse verschaffen, welche die Armuth sich versagen muß, kann man dann und wann dem Geliebten, der uns theuerer ist als wir selbst, ein Vergnügen aufopfern — dann gedeiht die häusliche Glückseligkeit, dann wissen die Gatten, was sie beide aneinander besitzen, dann schlingen sich tausend unsichtbare aber starke und süße Bande der Liebe, Dankbarkeit und des Vertrauens um ihre Herzen.

Dies Glück besaßen Ahlström und Marie und noch mehr wurde dasselbe erhöht, als nach Verlauf eines Jahres ein schöner Knabe ihre Ehe segnete. Vielleicht kann ein Brief Ahlströms, welchen er im dritten Jahre seiner Verheirathung an seinen stets vertrauten

Freund Welander als eine Antwort auf einen Brief desselben schrieb, worin dieser ihm angezeigt hatte, daß auch er in der Verbindung mit einen guten liebenswürdigen Mädchen glücklich sei, welche seine Gattin werden sollte, sobald er ihr hinlänglich werde Brod bieten können — vielleicht also kann dieser Brief einen Begriff von der Glückseligkeit geben, deren Ahlström und Marie genossen. Der Brief lautete folgender Maßen:

„Lieber Bruder.

Dank, tausendmal Dank für Deinen mir so lieben Brief. Der Inhalt desselben hat mir eine Freude verursacht, die ich durch Worte nicht auszudrücken vermag; Du aber verstehst mich dennoch. Meine Marie hegt für Dein Glück und meine Freude die herzlichste Theilnahme. Wir haben Deine Verlobung an demselben Tag gefeiert, an dem Du sie, wie Du mir schriebst, bei Deinen zukünftigen Schwiegereltern begingest. Ich hatte eine Festlichkeit veranstaltet, und als meine Freunde versammelt waren, theilte ich ihnen mit, was die Ursache derselben war, und alle empfingen diese Neuigkeit mit großer Freude; denn Du weißt, wie viel Du in dem vertrauten Kreise meines Umganges giltst.

So bist also auch Du jetzt verlobt! Aber Du bist ein närrischer Kauz, denn sonst würdest Du nicht geschrieben haben, daß ich mir keinen Begriff von Deiner Glückseligkeit machen könne. Wer sollte denn diese begreifen können, wenn ich es nicht kann? Antworte mir darauf. O, wie Du prahlst und jubilirst Du mit dem Glück eines Verlobten! Es ist ein schönes, großes und herrliches Glück, daß weiß i ch nur zu wohl, aber es ist lange nicht mit dem des Ehemannes zu vergleichen. Daher, lieber Bruder, sei nicht so stolz darauf und sprich nicht in so feierlichen, geheimnißvollen Worten, als hättest Du den Stein der Weisen gefunden; denn sieh, ich freue mich mit Dir, aber ich lache Dich zugleich aus, weil Alles, was Du mir von der Liebe unnennbarer Seligkeit vorschwatzst, mir vorkommt, wie wenn der Schuljunge mit seiner Gelehrsamkeit den Magister hofmeistern will, denn hierin weiß ich unendlich mehr als Du.

Ich begreife selbst nicht, wie es möglich ist, daß ich an jedem Abend mit der Ueberzeugung einschlafen kann, daß ich der glücklichste Mensch auf Erden bin, und mir am Abend darauf gestehen muß: heute war ich noch glücklicher als gestern. Möchte Deine dereinstige Gattin meiner Marie gleichen! Diese

schafft ein Paradies um mich her, nichts kann ich mit der Zärtlichkeit, der Sanftmuth und Aufmerksamkeit vergleichen, mit welcher sie mir meine geringsten Wünsche an den Augen absieht; Niemand kommt ihr gleich in der Ordnung und Umsicht, mit welcher sie ihren häuslichen Beruf erfüllt. Und welch' zärtliche Mutter ist sie! Du solltest sie in ihrer Sorge für unsern Sohn sehen, der schön ist, wie ein kleiner Liebesgott!

Bereits im dritten Jahre verheirathet bin ich noch jetzt ein Liebhaber und ich glaube, ich werde es stets bleiben, wenigstens so lange, bis das Alter seinen Schnee über meine Gefühle deckt; dann aber soll die zärtlichste Freundschaft an die Stelle der Liebe treten. Bis jetzt scheint mir selbst die geringste Veränderung in meinem Gefühle für Marie nicht einmal denkbar, um so weniger möglich. Wie falsch ist nicht die Behauptung, daß im Besitz die Liebe erlischt! Oft hatte ich diese gehört und ich fürchtete fast ihre Wahrheit, bis mich die Erfahrung von ihrer Grundlosigkeit überzeugte. Jetzt ist diese Behauptung für mich ein Unding geworden und es wäre eben so unnatürlich wie verbrecherisch, wenn nicht die edle, liebevolle Gattin dieselbe Gewalt über des Mannes Herz, über seine Sinne, über sein gan-

Wesen haben sollte, welche einst die Geliebte besaß. — Gewiß hast Du schon lange eingesehen, wie unrecht Du mir thatest, als Du mein Herz nicht für den Genuß einer stillen, häuslichen Glückseligkeit geschaffen und für nicht eben so beständig hieltest wie meine Liebe feurig und zärtlich ist. Dies Mißtrauen vergebe ich Dir jetzt um so bereitwilliger, als ich einsehe, daß Du die hinreichendsten Gründe für diesen Zweifel hattest. Ich wußte damals ja selbst kaum, wie vollkommen mein jetziges Glück werden würde, ich wagte nicht zu hoffen daß dieser Liebe stets meine Lust, die Welt zu sehen und ein freies und unabhängiges Leben zu führen, beherrschen würde. Du weißt, daß ich um meiner selbst und der Wissenschaft willen eine Reise ins Ausland so nützlich wie angenehm finden muß; ich habe die Mittel dazu, kann mich aber unmöglich entschließen, mich für ein halbes oder ein ganzes Jahr von meinem mir so theuren Herde, meiner geliebten Marie und meinem Sohne loszureißen. Die Sehnsucht nach ihnen würde mich überall verfolgen, und meine Seele so verdunkeln, daß ich auf einer solchen Reise weder Nutzen noch Vergnügen sammeln würde; ich habe mir diesen Gedanken daher gänzlich aus dem Sinne

geschlagen, obgleich er früher zu meinen Lieblingsplänen gehörte.

Marie war eine Zeitlang unwohl; jetzt aber ist sie wieder ganz munter. Welche Qual war es für mich, sie leiden zu sehen! Wie süß aber zugleich sie mit aller Sorge der Liebe zu pflegen! Körperliche Bewegung ist ihr jetzt sehr nothwendig und ich folge ihr täglich auf ihren Spaziergängen in das weite Feld. Ich habe mir jetzt einen kleinen bequemen Wagen angeschafft, welchen ich selbst leiten kann. Unmöglich könnte ich ruhig sein, wenn ein Anderer als ich die Zügel übernähme, und der Gedanke, daß ihr durch Unvorsichtigkeit ein Unglück zustoßen könnte, würde mir während ihrer Abwesenheit nie Ruhe lassen. Jetzt eben soll ich wieder mit ihr ausfahren und ich schließe daher meinen Brief, der sonst gewiß viel, viel länger geworden wäre.

Lebe wohl Bruder, vermelde Deiner Verlobten meine und meiner Frau aufrichtigste Glückwünsche und unsre Hoffnung, recht bald das von uns so ersehnte Vergnügen zu haben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Mit unveränderlicher Freundschaft Dein

Ahlström."

Fünftes Kapitel.

Wolken am Ehehimmel.

Der Frühling der Liebe endet mit dem Brautstande und für die junge Gattin beginnt der Sommer. Dieser kann mehr oder minder schön sein, auch mehr oder minder langweilig; aber selbst dem schönsten, wärmsten und längsten Sommer folgt der Herbst auf den Fersen, der wieder dem Winter weichen muß. Wie in der äußeren Natur hat auch in den Regionen des Herzens jede Jahreszeit ihre Reize und Vortheile, aber sie sind nicht immer gleich und bringen abwechselnd Freude und Verdruß. Es wäre zu viel verlangt, wenn man im Genuß der herrlichen Früchte des Herbstes nicht sehnsuchtsvoll der schönen Blumen des Frühlings gedenken, oder bei dem heimischen Feuer des Kamins vergessen sollte, daß die Sommersonne ganz anders wärmte, glänzte und strahlte.

Weisheit und Pflicht verlangen es von uns, auf dieser vergänglichen Erde das Verflossene zu vergeſ-

sen, zufrieden zu sein, und uns dem Schmerz über das Dahingegangene nicht ganz zu überlassen, wenn uns die Gegenwart weniger froh und schön erscheint. Aber diese vernünftige und religiöse Ergebenheit, welche dazu erforderlich ist, läßt sich nicht an einem Tage erwerben, und kein Weib wird, wenn es aufrichtig ist, läugnen können, daß sie mit Schmerz die Tage der Schönheit und Liebe fliehen gesehen, und daß sie diesen Schmerz um so tiefer fühlte, je schöner und je geliebt sie einst war. Deßhalb sieht man auch oft häßliche Frauenzimmer in ihren alten Tagen so vergnügt; sie haben nichts verloren, im Gegentheil mehr gewonnen, als die Jugend floh; sie haben nie Triumphe gefeiert oder zärtliche Gefühle erregt, deren Süßigkeit sie jetzt betrauern könnten. Alles ist ihnen gleich, wenn nicht besser als ehedem. Da hingegen ist eine frühere Schönheit mit leerem Herzen und noch fortwährenden Ansprüchen und Eitelkeit ein beklagenswerthes Geschöpf; noch mehr beklagenswerther ein gefühlvolles Weib, welches mit einem noch eben so warmen und liebevollen Herzen sieht, wie ihre Zärtlichkeit nicht mehr von dem getheilt wird, dessen Liebe einst ihr Alles war. Es ist nicht leicht für sie, sich an die schlaffe Zuneigung desselben zu gewöhnen, und in dieser ihr Glück zu finden, welche in der Brust

mancher Männer an die Stelle der Liebe tritt, oder an ein Gefühl, daß so kalt und erzwungen ist, daß man ihm kaum den Namen der Freundschaft geben kann. Häufig ist dies Gefühl nur ein Gemisch von Mitleiden, Gewohnheit und einer gewissen Scham, welche durch das Bewußtsein erregt wird, daß man die nicht mehr liebt, der man im Rausch seiner Gefühle so oft ewige Liebe geschworen.

Es wäre im höchsten Grade Unrecht, wollte man behaupten, daß es nicht Ehemänner gäbe, welche sich nie einer solchen strafbaren Unbeständigkeit schuldig gemacht haben; aber auch bei ihnen bleibt die Liebe nicht unverändert dieselbe, welche sie einst war. Zeit und Umstände wirken natürlich auch auf ihre Gefühle, aber die Gattin, welche sie einst aus Liebe wählten, bleibt, wenn sie es sonst verdient, stets der theuerste Gegenstand ihres Herzens, stets die geliebte, geachtete und unentbehrliche Freundin, welche sie hinieden nur besitzen können. Die Frau, welche mit einer solchen Zuneigung nicht zufrieden und glücklich ist, und sich mit dieser Gewalt über ihres Gatten Herz nicht begnügt, sondern von ihm, wenn die Tage ihrer Schönheit und Jugend vorüber sind, Anbetung, Extase und Liebesgetändel verlangt, ist eine Thörin, ist es nie

Bayerische Staatsbibliothek München

werth gewesen, die innige Liebe eines solchen Mannes zu besitzen.

Zu dieser letztern Gattung von Ehemännern gehörte aber der Doctor Ahlström nicht; in seinen Gefühlen lag etwas Launenhaftes und Wankelmüthiges, welches ihrer Beständigkeit und dem Glück der Gattin Gefahr drohte. Er vermißte jetzt selbst die Liebe nicht mehr, welche ihn einst so glücklich machte, und dies ist bei dem Mann selten der Fall. Es giebt für ihn außer der Seligkeit der Liebe hinieden noch so manches Andere von Gewicht und Interesse, und überdies ist seine ganze Wirksamkeit nicht von der Art, daß sie ihm Zeit oder Lust giebt für eine grübelnde, melancholische innere Selbstbetrachtung; er wirkt, lebt und genießt mehr in der äußeren Welt. Marie fühlte sich durch die Veränderung, welche sie in ihres Gatten Gefühlen und in seinem ganzen Wesen bemerkte, sehr unglücklich. Sicher gab er ihr durchaus keinen Anlaß, sich über ihn zu beklagen; aber ach, er war nicht mehr der, welcher er früher war. Sie suchte zwar in der Vernunft und in der Ergebenheit den Trost, den sie bedurfte und wiederholte sich oft, daß es ja auch zwischen andern Gatten nicht andes sei, und daß sie sich in ein Schicksal finden müsse, wie es ihr jedes Wei-

des Loos schien. Aber diese Trostgründe waren nicht hinreichend, sie litt bitter und tief.

Marie war noch jung und liebte zu innig, um so früh schon die Zärtlichkeit der Liebe geduldig vergessen zu können. Vielleicht war auch sie Schuld daran, daß sie diese Glückseligkeit nicht mehr genoß, dieser Fehler aber war nicht ihrem Herzen, sondern ihrer Erziehung zur Last zu legen, und überdies trugen noch andre widrige Umstände dazu bei, die Kälte und das Mißvergnügen ihres Gatten zu vermehren.

Der Probst Borén, welcher schon bei Jahren gewesen war, als er sich verheirathete, und viel älter war als seine Gattin, starb einige Jahre nach der Verheirathung seiner Tochter, und hinterließ seiner Wittwe zwar ein hinreichendes Auskommen, aber keinen festen Zufluchtsort. Als diese den Predigerhof verlassen mußte und sich nach einer andern Stätte umsah, bat Marie ihren Gatten, er möge ihre Mutter, die sie so sehr liebte, in sein Haus nehmen. Ahlström willigte eben nicht gern ein, da er einen entschiedenen Widerwillen gegen die Person und das ganze Wesen seiner Schwiegermutter hegte; da aber diese doch nicht lange in seinem Hause verweilen würde, und er seine Gattin nicht durch abschlägliche Antwort verletzen wollte, so kam er Mariens Wünschen anschei-

nend gern entgegen. Die Pröbstin wurde daher freundlich eingeladen, und diese nahm nach einigem Besinnen das Anerbieten ihres Schwiegersohnes an. Leider zog mit ihr ein böser Dämon an den Herd des jungen Gatten.

Zu Anfang begegnete Doctor Ahlström seiner Schwiegermutter sehr artig; aber diese hatte noch nicht lange bei ihm gewohnt, als sie mehrere Male freilich wider ihren Willen und Wissen — Ahlström, der ohnehin leicht reizbar war, recht bitter verletzte, und der Letztere ertrug dies keinenfalls mit Geduld. Das Verhältniß dieser Beiden wurde mit jedem Tage unangenehmer, denn Stichelworte und absichtliche Beleidigung kamen allmählig zwischen ihnen mehr und mehr vor, wodurch gerade Marie am Allermeigsten litt. Die Pröbstin wußte, daß sie, wenn es ihr beliebe, ihres Schwiegersohnes Haus verlassen könne, und ließ sich daher das bittere Begegnen desselben nicht gefallen, zumal sie sich unter solchen kleinen häuslichen Gewitterwolken recht wohl befand, diese waren gleichsam ihr Element, und weit entfernt, die vorkommende Uneinigkeit zu schlichten und abzuwenden, gaben ihr dieselben vielmehr eine Art geistiger Nahrung. Der Herr Schwiegersohn hatte aber in den meisten Fällen eben so viel Schuld als die Schwiegermutter, und wenn

sich einmal zwei Personen nicht leiden können, ist es schwer zu beurtheilen, an wem hauptsächlich die Schuld liegt, wenigstens läßt sich nicht gut unterscheiden, wer die erste Anleitung zu Verdruß und Bitterkeit gegeben.

Marie würde sehr klug gehandelt haben, wenn sie nie die Partei ihrer Mutter gegen ihren Gatten ergriffen hätte, selbst wenn es handgreiflich war, daß der Letztere Unrecht hatte; denn ihre Einmischung in diese Streitigkeiten vergrößerten dieselben nur und gaben des Doctors Mißvergnügen neue Nahrung. Sie hätte sich das Ansehen geben sollen, als bemerke sie die Mißhelligkeit zwischen ihnen nicht, hätte Beiden mit Zärtlichkeit und Unparteilichkeit begegnen und Alles thun sollen, um Freude und Frieden in ihrem Hause zu erhalten. Aber es ist schwer, in solchen Verhältnissen der Klugheit gemäß zu handeln, und sah Marie auch recht wohl ein, wie sie sich richtig verhalten müsse, so hatte sie hierzu nicht Kaltblütigkeit genug.

Außer der kindlichen Zärtlichkeit, mit welcher Marie ihre Mutter liebte, und die sie durch die Unverträglichkeit und den Mangel an Achtung ihres Mannes gegen ihre Mutter verletzt glaubte, hielt sie sich durch diese auch selbst für beleidigt. Sie war näm=

lich der Ansicht, daß er friedsamer sein und sich um ihretwillen etwas Zwang auferlegen könne, wie er es früher gern gethan. Hierdurch wurde Marien die Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt um so bitterer, doch hätte sie die Vergleichung stumm in ihrem Herzen thun, und nicht durch dieselbe ihren Gatten ermüden und verletzen sollen. Außer andern Ursachen war also Marie auch hierin Schuld an manchen Uneinigkeiten.

Ahlström zog sich immer mehr von seiner Gattin zurück, theils weil er bei ihr oft Klagen, Thränen und Vorwürfe erdulden mußte, theils weil er in ihrer Gesellschaft stets die verhaßte Schwiegermutter traf. Marie weinte, trauerte, und was noch ärger war: sie machte ihre Mutter zur Vertrauten ihres Kummers. Eine unglücklichere Wahl hätte sie hierin nie treffen können, denn diese, anstatt ihre Tochter aufzumuntern, sie von der fortdauernden Liebe ihres Gatten zu überzeugen, welche dadurch, daß sie sich bei dem Manne nicht mehr so heftig zeigte, wie bei dem Jüngling, nicht erloschen war, anstatt ferner ihr Geduld, Frohsinn und Aufmerksamkeit gegen den Gatten zu empfehlen, durch welche sie sich seine Liebe erhalten, und sie stets beleben könne, theilte die Pröbstin ihrer Tochter Alles mit, was sie in Betreff der Gleichgültigkeit

und Kälte Ahlströms wider seine Gattin bemerkt hatte. In solchen Bemerkungen war aber die Schwiegermutter äußerst scharfsichtig und mißtrauisch, und machte dem zu Folge eine traurige Entdeckung nach der andern. Sie rieth Marie, ein solches Benehmen ihres Mannes nie zu erdulden, im Gegentheil Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ihn wo möglich in Kälte und Gleichgiltigkeit noch zu übertreffen. Marie war zwar zu vernünftig, gutherzig und von zu großer Liebe beseelt, als daß sie diesen unseligen Rath ihrer Mutter hätte befolgen können, leider aber blieb er nicht ohne allen Einfluß auf sie.

Man muß der Probstin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie durch ein solches Benehmen nicht den häuslichen Frieden und die Glückseligkeit ihrer Tochter zerstören wollte, davon war sie weit entfernt. Sie war nur unvernünftig und aufgebracht, und um ihrer selbst, so wie um ihrer Tochter willen, wollte sie sich an Ahlström rächen, ohne zu bedenken, daß hiedurch die Letztere am meisten litte. In dieser Absicht erweckte sie denn in Mariens Seele die darin schlummernde Anlage zu einer qualvollen und verderblichen Leidenschaft, nämlich die Eifersucht, und vollendete dadurch Mariens Unglück.

Um diese Zeit wurde der Doctor Ahlström zu

einer Frau in die Nachbarschaft der Stadt gerufen, welche durch schwere Nervenanfälle bedeutend litt. Diese Dame war zwar nicht mehr jung, aber äußerst schön, geistreich und liebenswürdig, und nahm alle Männer, durch einen ihr eigenthümlichen ganz besondern Reiz ein, welcher niemals seinen Eindruck verfehlt, von dem aber schwer zu sagen ist, worin er eigentlich besteht. Frauen, welche diesen Reiz besitzen, behalten auch wenn ihre Jugendjahre verflossen sind, einen großen Geschmack und Schönheitssinn, und empfangen daher stets deren Huldigungen.

In der großen Aufmerksamkeit, mit welcher Ahlström diese Patientin betrachtete, lag etwas, welches der Pröbstin sehr verdächtig vorkam, und sie zögerte nicht, ihrer Tochter die Vermuthuug mitzutheilen, daß ihr Mann für diese interessante Kranke etwas Anderes fühle, als bloße ärztliche Theilnahme. Da die Letztere ganz wohl aussah (was bei dieser Art von physischen Leiden sehr oft der Fall ist) ging die Pröbstin in ihrem Verdachte so weit, zu behaupten, daß überhanpt eine wirkliche Krankheit hier sehr zweifelhaft sei, und daß es nur eine Empfindung der Eitelkeit dieser Dame sei, um den liebenswürdigen Doctor in ihre Netze zu ziehen, Marie wurde durch diese Mittheilung sehr beunruhigt, denn siewar von Natur schon zur

Eifersucht geneigt, obgleich bisher nichts dieselbe geweckt hatte. Die sich so schnell folgenden Reisen ihres Mannes nach dem Landhause der Madame L. schienen allmählig auch ihr verdächtig, und sie beschloß bei der nächsten Gelegenheit diese Beiden einander gegenüber sehen zu wollen, und sich dadurch Gewißheit zu verschaffen, ob ihre sie so quälende Furcht gegründet sei oder nicht.

Ahlström war gegen alle Kranke, welche er behandelte, freundlich, theilnahmvoll und besorgt, so wohl der Greis, wie das Kind erregten bei ihm dieselbe Theilnahme wie das schöne Weib, und die Beweggründe zu seinen Bemühungen für die Genesung der Madame L. waren vollkommen rein. Freilich flößte sie ihm wie jedem andern schönen und gebildeten Mann ein lebhaftes Interesse ein, und seine Bemühungen nahmen dadurch einen Anstrich von Zärtlichkeit an. Madame L. war eine der liebenswürdigsten Kranken; sie war geduldig, ohne Launen, Weichlichkeit oder geziertes Wesen; sie war eine glückliche Gattin; reich, angesehen, aber dennoch zehrte ein heimlicher Kummer an ihrem Herzen, denn ihr einziger mit der größten Zärtlichkeit geliebter Sohn besaß zwar manche gute und schöne Eigenschaft, war aber zugleich so unbesonnen, verschwenderisch und leichtsinnig, daß

derselbe der Mutter manche qualvolle Unruhe für seine Zukunft erregte. Ihr Gatte sah dies mit ruhigeren Augen an, denn der Sohn war erst in den ersten Jünglingsjahren, und würde, wie er glaubte, mit der Zeit ein besonnenes Wesen annehmen. Herr L. theilte unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Arzte mit, daß dies die Ursache von den Seelenleiden seiner Frau sei, und machte dadurch in Ahlström eine noch größere Theilnahme für die arme Leidende rege.

Eines Tages war der Doctor mit seiner Frau und Schwiegermutter bei einer Familie in der Nachbarschaft zu Tische gebeten. Marie wußte, daß auch Herr L. mit seiner Gattin dort sein werde und erwartete mit Unruhe die Stunde, wo sie die Letztere Ahlström gegenüber werde beobachten können. Sie wäre um keinen Preis zu Hause geblieben, denn es gehört zu dem größten Elend der Eifersucht, daß sie beständig Das zu entdecken sucht, was sie gerade am Meisten zu fürchten hat. Als sie in die Gesellschaft trat, fand sie dort Herrn L., aber nicht seine Gattin. „Sie befindet sich nicht wohl", antwortete man auf alle Fragen ihres Ausbleibens. Mit Verdruß und Neid bemerkte Marie, wie lebhaft diese Frau von Allen vermißt werde. Ahlström nahm den Gatten desselben bei Seite, fragte ihn näher nach ihrem Befinden und

erfuhr von ihm, daß seine Frau am Morgen einen Brief von ihrem Sohne erhalten habe, der so beunruhigenden Inhalts gewesen sei, daß er bei ihr einen Nervenanfall zur Folge gehabt habe. Herr L. versicherte, daß er sie nicht habe verlassen wollen, obgleich sie sich von diesem Krankheitsanfall schnell wieder erholt habe, daß er aber auf ihre inständige Bitten endlich weggefahren sei, um nicht durch ihrer Beider Ausbleiben Aufsehen zu erregen.

„Madame L. darf jetzt nicht so allein sein," sagte der Doctor theilnehmend. „Wir müssen sie zu überreden suchen heute Abend hierher zu kommen. Er bat Herrn L. seiner Frau ein Billet zu schreiben, und sie zu ersuchen, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu beehren. L. that es und Ahlström fügte in dem Briefe noch einige anständige und freundschaftliche Worte hinzu, welche ohne Zweifel dazu beitragen mußten, seinen und L—s Wunsch erfüllt zu sehen.

Bei der Mahlzeit brachte der Wirth der abwesenden Madame L. Gesundheit aus, und drückte dabei den Wunsch aus, sie bald wieder hergestellt zu sehen, und wiederholte die Sehnsucht, mit welcher die Gesellschaft sie vermisse. Herr L. dankte in den verbindlichsten Worten und äußerte seine Vermuthung, daß sie sich am Nachmittage einfinden werde. — „Der

Herr Docter Ahlström, fügt er hinzu, hat in dem Briefe an sie meine Bitte unterstützt, hierher zu kommen." Bei diesen Worten entfärbte sich Mariens Gesicht. Am Nachmittage schien Ahlström etwas zerstreut und unruhig. Er setzte sich an das Fenster und sah oft hinaus, als erwarte er Jemand. Die Pröbstin machte durch verstohlene Winke ihre Tochter hierauf aufmerksam; obgleich dies sehr überflüssig war, denn die Eifersucht hat Argusaugen und sieht in der Regel mehr als überhaupt vorfällt. Es rollte ein Wagen in den Hof. Der Doctor stieß unwillkürlich ein freudiges „Ach!" aus, und nachdem er sich durch einen Blick im Zimmer umher überzeugt hatte, daß weder der Wirth noch Herr L. gegenwärtig waren, um die ankommende und so sehnlich erwartete Dame zu empfangen, eilte er ihr entgegen und kam gerade in dem Augenblick an die Thüre, als der Wagen vorfuhr. Mehrere von der Gesellschaft liefen ans Fenster, um ihrem Aussteigen zuzusehen, unter diesen war auch Marie. Sie sah hier Verschiedenes, was zwar an sich selbst wenig oder gar nichts bedeutete, was sie sich aber auf eine betrübende Art auslegte.

Als Madame L. aus dem Wagen stieg, dessen Thür Ahlström geöffnet hatte, fühlte sie eine Mattigkeit und ein Zittern in den Knieen, welches oft die

Folge eines soeben überstandenen Nervenfiebers ist. Sie lächelte freundlich, und indem sie dem Wagen entstieg, äußerte sie zu dem Doctor — „Ich weiß nicht wie es zugehe, es scheint mir, als wollten meine Füße mich nicht tragen." Marie hörte diese Worte nicht, sah aber, wie ihr Mann seinen Arm um Madame L— legte, um sie aus dem Wagen zu heben, wie er die Hand an ihren Puls legte, und darauf einen sehr feurigen Kuß auf ihre schöne Hand drückte. Mehrere Herren im nächsten Zimmer sahen dies und machten darüber einige scherzhafte Bemerkungen und nährten dadurch absichtlich Mariens Unruhe. — Es ist doch ganz verdammt interessant und beneidenswerth, ein Arzt zu sein, wenn man schöne Patientinnen hat! äußerte Einer. Hätte Marie gesehen, wie Madame L — von ihrem Gatten auf der Hausflur empfangen wurde, hätte sie ihre gegenseitigen, zärtlichen Aeußerungen vernommen und gesehen, welch fröhlicher eifersuchtloser Zeuge derselben Ahlström war, so würde sie sich beruhigt haben. Leider aber sah sie dies nicht.

Ahlström hatte nur in der Absicht, Madame L — aufzumuntern und zu zerstreuen, darauf gedrungen sie hier zu sehen, und bot jetzt Alles auf, was in seinen Kräften stand, liebenswürdig und unterhaltend zu sein. Da auch sie geistreich war, so wurde ihre

Unterhaltung bald so lebhaft und interessant, daß der größte Theil der Gesellschaft einen Kreis um sie schloß und ihnen nur zuhörte. Das Bewußtsein, vortheilhaften Eindruck zu erwecken, zu glänzen und bewundert zu werden, ist für die menschliche Eitelkeit so schmeichelnd, daß es immer in eine freudige und lebhafte Gemüthsstimmung versetzt; und dies war auch gegenwärtig bei dem Doktor Ahlström und der Madame L — der Fall. Marie aber deutete die zärtlichen Blicke, das höhere Roth auf den Wangen Beider ganz anders.

„Sie lieben sich, sie sind glücklich, bei einander zu sein!" dachte sie mit unbeschreiblich bitterm Schmerz. Wie wenig aber das Benehmen Ahlströms und der Madame L — ein solches Mißtrauen verdiente, das bewies hinlänglich der Umstand, daß die Pröbstin und Marie die Einzigen waren, welche dasselbe sagten, trotzdem daß man im Gesellschaftsleben doch stets geneigt ist, selbst im unschuldigsten, gegenseitigen Benehmen einer schönen Frau und eines liebenswürdigen Mannes etwas Zweideutiges zu entdecken. Mehrere andere Zufälligkeiten steigerten Mariens Eifersucht nach und nach zu der Höhe, daß sie ihre Qual nicht mehr unterdrücken konnte und alle Gewalt über sich selbst verlor.

Niemand kannte die Sorge und den Kummer der Madame L — um ihres Sohnes Leichtsinn, und deßhalb ahnte auch Niemand sie zu verletzen, als die Rede auf einen Jüngling kam, welcher von demselben Charakter endlich aus geringeren Fehlern in größere verfallen, und jetzt die Schande seinen Eltern geworden war. Madame L — erbleichte, ihre Augen füllten sich mit Thränen, nervöse Anfälle durchzuckten ihre Glieder. Ahlström betrachtete sie mit Unruhe und Theilnahme; er war gefühlvoll für alle Leiden und dies vielleicht in höherm Grade für die einer einnehmenden Dame. Auch in sein Auge trat eine Thräne, als er ihrem Blicke begegnete. Marie gewahrte dies und ihr Gesicht ward bleicher, als das der Madame L —. Der Doktor bemerkte dies nicht, denn die Zeit war bereits vorbei, daß seine Gattin der stete Gegenstand seiner liebevollen Aufmerksamkeit war. Nur Madame L — besaß jetzt seine ganze Sorge und ihr Leiden zu mildern, das war sein ganzes Bemühen. Spät am Abend ereignete es sich, daß ein Mädchen sehr heftig an eine Thür schlug, Madame L —, welche sehr nervenschwach war, erschrack heftig. Ahlström runzelte die Stirn und warf einen so finstern Blick auf das arme Mädchen, daß man hinreichend daraus abnehmen konnte, wie großen Antheil er an

dem geringsten Unfall nahm, welcher Madame L — begegnete. Marie, welche die Besorgtheit des Arztes für die eines Liebhabers und Theilnahme für Liebe hielt, schmerzte dies so unendlich, daß sie, außer Stand sich länger zu beherrschen, in Thränen ausbrach.

Ahlström liebte zwar seine Frau nicht mehr so wie früher, aber seine Liebe für sie war nicht erloschen. Erschrocken über diesen Auftritt eilte er zu ihr und fragte sie zärtlich und bestürzt, was ihr fehle. Marie weinte und schluchzte laut. — Mich dünkt, das wäre leicht zu errathen, nahm die Pröbstin an der Stelle ihrer Tochter das Wort, umarmte Marie und zornige vorwurfsvolle Blicke auf deren Mann werfend rief sie: in einem tragischen Tone: „meine arme, arme Tochter!"

Dieser Auftritt brachte in der Gesellschaft großes Erstaunen hervor, weckte so manche Vermuthung und war für Ahlström höchst unangenehm. Indeß war dieser zu sehr Weltmann, als daß er nicht seinen Verdruß hätte unterdrücken können, und fragte seine Gattin in freudlichem Ton: — Du bist nicht wohl, liebe Marie, hältst Du es nicht für das Beste, daß wir sogleich nach Hause fahren?

Marie bejahte diese Frage, als sie aber etwas ruhiger geworden war, bat sie ihren Mann, hier zu bleiben und setzte hinzu, sie würde mit ihrer Mutter al-

lein nach Hause fahren. Der Doctor ging diesen Vorschlag nicht ein, denn für ihn war das Vergnügen dieses Abends gänzlich zerstört und überdies wollte er sich nicht den Vorwurf aufladen, daß er kalt und unaufmerksam gegen seine Gattin sei.

Ahlström fuhr in einem zweiten Wagen mit Marie zugleich ab. Als die letztere sich mit ihrer Mutter allein im Wagen befand und die Fenster geschlossen waren, so daß Niemand hören konnte, was sie sprachen, begann die Pröbstin mit der größten Bitterkeit auf das loszufaheen, was sie „des Doktors unwürdiges Betragen" nannte. Sie rieth ihrer Tochter, noch heute Abend von ihrem Manne eine Erklärung zu fordern und ihm das Versprechen abzuzwingen, seine Besuche bei der Madame L— einzustellen. Hätte nicht die Pröbstin in des seligen Probstes Person während ihrer ganzen Ehe es anstatt mit einem Manne mit einem Schwächling zu thun gehabt, so würde sie wohl eingesehen haben, wie verkehrt ein solcher Rath war; sie würde ferner gewußt haben, daß, wenn Ahlström, wie es sehr wahrscheinlich war, um des lieben Hausfriedens willen, dem Wunsch seiner Gattin nachgäbe, diese doch dadurch an seiner Liebe und Achtung verlieren werde.

„Ach! was würde mir ein solches erzwungenes

Versprechen nützen, was würde ich gewinnen, wenn ich von ihm ein Opfer forderte, welches mir seine Liebe nicht wiedergäbe und sogar seine Kälte gegen mich vergrößerte!" wandte Marie weinend ein.

„Du würdest ihm dadurch zeigen, daß Du eine solche Handlungsweise nicht erträgst und würdest Dich bei ihm in Achtung setzen," versicherte die Mutter.

„Nein, Mutter, ich werde diesen Versuch nicht wagen. Ludwig könnte mir meine Bitte abschlagen; er würde es gewiß thun, und welcher Schmerz, welche Demüthigung wäre dies für mich; ich will lieber leiden, dulden und schweigen!

Wenn auch nicht um Deinetwillen, so mußt Du doch um Ahlströms willen sprechen und ihn dadurch vor der schrecklichen Sünde retten, als ein verheiratheter Mann sich in verbrecherische Verbindung mit einem ebenfalls verheiratheten Frauenzimmer einzulassen. Willst Du ihn denn einer ewigen Verdammniß Preis geben?"

„Eine verbrecherische Verbindung!" rief Marie schmerzlich aus. „O Gott, könnte es so weit kommen! Nein, es ist unmöglich! Ludwig ist kalt und hart gegen mich, aber sündig nnd ehrvergessen kann er nicht werden. Deshalb bin ich nicht besorgt, deshalb

leide ich nicht. Ach, mein ganzer Schmerz ist nur der, daß er eine Andere mehr liebt als mich."

„Du würdest noch etwas ganz Anderes bedauern müssen, als dies, wenn Du Deines Mannes Umgang mit der verführerischen L— nicht ein Ende machst. Er wird Dir gänzlich untreu werden, verlaß Dich auf mich, die ich länger in der Welt gelebt habe und die Menschen besser kenne als Du. Du kannst es vor Gott, vor Dir selbst und vor Deinen Kindern nicht verantworten, wenn Du ihn nicht vom Verderben zurückhältst, da es noch Zeit ist."

„Nun so will ich es denn versuchen," sagte Marie mit einem tiefen qualvollen Seufzer, während der Wagen schon vor der Thür ihres Hauses hielt. Ihr Mann, welcher schneller vorausgefahren war, kam ihr entgegen und half ihr beim Aussteigen.

Des Doktors Blick, als er seiner Frau die Hand reichte, war düster, ernst aber durchaus nicht unfreundlich. — „Ich hoffe Du befindest Dich jetzt besser," sagte er, indem er ihr den Arm reichte und sie die Treppe hinauf führte. Marie war nicht im Stande zu antworten, sie schmiegte sich an ihn und sah ihn mit einem Blick voll Lieb und Schmerz in das Auge, welcher zu rührend war, als daß er nicht den Weg zu seinem Herzen gefunden hätte. Im Zimmer nahm er

ihr den Mantel ab und drückte ihr einen recht herzlichen Kuß auf die Lippen: Marie sah zwar diese Zärtlichkeitbezeugung nur für eine Aeußerung des Mitleids an, fühlte aber doch Freude darüber. Wären sie beide allein gewesen, so hätte dies Mißverständniß vielleicht damit geschlossen, daß es ihre beiderseitige Liebe und ihr Vertrauen zu einander wieder aufgelebt hätte; unglücklicherweise war aber die Mutter zugegen.

Die Pröbstin, die schon über den Vorfall mit der Madame L — auf ihren Schiegersohn sehr erzürnt war, wurde dies noch mehr durch die unhöfliche Gleichgiltigkeit, mit welcher dieser sie bei ihrer Rückkehr empfing. Der Doctor hatte die besten Gründe, mit seiner Schwiegermutter sehr unzufrieden zu sein und gab sich durchaus keine Mühe, dies zu verhehlen, im Gegentheil war er entschlossen, von ihr eine Erklärung über die seltsame und für ihn beleidigende Rolle zu fordern, welche sie bei dem unangenehmen Auftritt gespielt hatte, der Mariens heftiges Weinen in einer so großen Gesellschaft veranlaßt hatte.

Als nun die Pröbstin ihn mit zusammengebissenen Lippen, zornigen und verächtlichen Blicken fixirte, konnte er seinen Verdruß nicht mehr zurückhalten und fragte sie in einem aufgereizten Tone, warum sie ihn so anstarre, als wäre er ein moralisches Ungeheuer.

„Wer ein gutes Gewissen hat,“ antwortete die Pröbstin, „der, meine ich, kann es recht gut vertragen, wenn man ihm ins Gesicht sieht.

„Ein gutes Gewissen?“ wiederholte der Doctor, eben so verwundert wie erzürnt, ich muß mir eine Erklärung über diese Aeußerung ausbitten, ebenso über manches Andere, was heute vorgegangen ist und dessen Grund und Bedeutung ich nicht verstehe.“

„Sie mag Ihnen Erklärung genug sein, antwortete ihm die Pröbstin bitter und auf Marien zeigend, welche bei diesem neuen Zank zwischen der Mutter und ihrem Gatten in Thränen ausbrach.

„Aber sag' mir um Gotteswillen, was bedeutet alles Dies?“ rief Ahlström befremdet. Es übersteigt meine Begriffe und auch fast meine Geduld!

Marie war verständig und zartfühlend genug, um einzusehen, daß eine solche Erklärung nicht in Gegenwart eines Zeugen geschehen konnte und bat deshalb ihren Mann, ihr dieselbe zu erlassen, bis sie allein seien. Die Pröbstin aber fürchtete, daß er alsdann allzuleichten Kaufs davon kommen möge und fiel daher etwas beißend ein: — „Mich dünkt Marie, Dein Mann hat heute einer ganzen Gesellschaft so Manches nicht verhehlt, so daß Du Dich nicht zu scheuen

brauchst, ihm Deine Meinung darüber zu sagen, wenigstens nicht in Gegenwart Deiner Mutter.“

„Wenn es darauf abgesehen ist, mich zu verletzen und aufzureizen,“ sagte der Doctor bitter, so müßte meine Schwiegermutter selbst das Wort führen, da sie sich in jeder Beziehung hierzu am besten eignet.“

Die Pröbstin ließ sich dies nicht zweimal sagen. Sie wiederholte das Sündenregister ihres Schwiegersohnes mit einer wirklich so giftigen Bosheit, daß jedes Wort darauf berechnet schien, ihn tief zu kränken, und Marie von seinem Verbrechen zu überzeugen. Ohne sie zu unterbrechen, ließ Ahlström die Schwiegermutter sich aussprechen. Als sie endlich schloß, warf er einen einzigen, verächtlichen Blick auf sie, wandte sich zu seiner Gattin und fragte: „Marie, theilst auch Du das Mißtrauen Deiner Mutter?“

„O wie sollt ich wohl an Dem zweifeln können, was ich mit meinen eignen Augen sehe?“ Gott im Himmel! wie war es möglich, daß Du Ludwig, mir einen so grausamen, unverdienten Schmerz zufügen konntest! Wenn nur ein einziger Funke von Liebe oder nur von Mitleiden für mich in Deiner Seele lebt, so gelobe mir, Madame L— nicht mehr zu besuchen. Ich beschwöre Dich um meinetwillen, unsrer

Kinder, Deiner eigenen zeitlichen Ruhe, und Deiner ewigen Seligkeit wegen!"

Für einen gleichgiltigen Zuschauer, welcher eben so überzeugt von der so tragisch und pathetisch getadelten Unschuld Ahlströms war, wie er selbst, würde diese Scene, ungeachtet Mariens tiefem Kummer, etwas unwiderstehlich Lächerliches gehabt haben; in dem Doctor aber sah es ganz anders aus. Verdruß, Erstaunen uud Mitleiden stritten in seiner Seele. Fast hätte er seiner Gattin eine harte heftige Antwort gegeben, er beherrschte sich aber und sagte nach kurzem Schweigen ruhig nnd ernst: „Beruhige Dich, Marie, wenn wir allein sind, werde ich mit Dir über Deine unglückselige Verirrung sprechen. So kränkend diese auch für mich ist, so verzeihe ich Dir doch, da ich sehr wohl weiß, auf wessen Eingebung Du jetzt handelst; ich beklage Dich nur, und zürne Dir nicht." Nach diesen Worten erhob er sich, erklärte, daß er nicht beim Abendtisch sein werde, sagte seiner Schwiegermutter ein kaltes „Gute Nacht", reichte Marie die Hand, und verließ das Zimmer.

„Daß er sich gar nicht werde vertheidigen können, hätte ich doch nicht geglaubt," sagte die Pröbstin, als er hinausgegangen war. Sie fand in Allem

was sie sah und hörte, nur neue Nahrung für ihr einmal gefaßtes Mißtrauen.

„O, sollte ich mich doch geirrt haben! Großer Gott, wenn es der Fall wäre!“ rief Marie, indem Reue und innerliche Freude in ihrer Brust kämpften. „Diese Ruhe war die der Unschuld, diese Stimme die der Wahrheit, fuhr sie noch mehr überzeugt, daß sie ihrem Gatten Unrecht gethan habe, fort, und trotz aller Einwendungen und dem Abrathen ihrer Mutter eilte sie auf sein Zimmer.

Sie warf sich in seine Arme und bat ihn mit den zärtlichsten Ausdrücken: „Verzeih mir Ludwig, wenn ich Dir Unrecht gethan habe“, ich liebe Dich zu sehr, um nicht vor dem Verlust Deiner Liebe zu schaudern. Madame L—, sie ist schön, sie hat so manche Vorzüge vor mir; aber ich setze kein Mißtrauen mehr in Dich, vergieb mir mein Unrecht, verzeih' mir!“

Der Doctor umarmte seine Gattin liebevoll, sprach lange, zärtlich, ernst und vernünftig mit ihr über die unglückliche Folge der Eifersucht, und die Versöhnug war geschlossen.

Sechstes Kapitel.

Kaltsinn. — Mißtrauen. — Ein Brief. Eine lange Abwesenheit.

Von jetzt an war das Verhältniß Ahlströms und seiner Gattin nicht mehr so zärtlich und vertrauungsvoll, wie es einst gewesen. Mariens Eifersucht war nun einmal erweckt, und entflammte bei der geringsten Gelegenheit von Neuem; ihr Gatte wurde hierdurch stets unverträglicher. Marie machte ihm freilich selten Vorwürfe, aber sie war doch nicht im Stande, ihr Mißtrauen und ihren Schmerz so zu verbergen, daß er es nicht merken konnte. Ahlström war aller Zwang verhaßt, und nur mit dem größten Widerwillen unterwarf er sich der Nothwendigkeit, um solchen neuen Scenen vorzubeugen, wie jene, welche seine Aufmerksamkeit gegen Madame L— veranlaßt hatte, es zu vermeiden, sich in Mariens Gegenwart einer Dame zu nähern, welche ihm selbst liebenswürdiger und interessanter schien, als seine Gattin. Als ein warmer Bewunderer weiblicher Talente, weiblicher

weiblicher Schönheit und Reize mußte er, um seiner eifersüchtigen Gemahlin willen, für dieselben durchaus kalt erscheinen und dadurch manchen Seelengenuß in Madame L—s oder anderer eben so gebildeter Damen Gegenwart aufopfern.

Marie verlangte es jetzt nicht mehr, daß ihr Mann seine Besuche bei Madame L— einstellen solle, und dies Begehren würde überdies vergebens gewesen sein. Der Doctor hatte Madame L— nie so reizend gefunden, als seitdem Marie ihn durch ihr Mißtrauen recht lebhaft auf die Liebenswürdigkeit dieser Dame aufmerksam gemacht hatte. Seine Bewunderung für sie war zwar rein und voller Hochachtung, aber es ist zu bezweifeln, ob, wenn Madame L— gefallsüchtig und leichtsinnig, und nicht ihrem Manne so ergeben gewesen wäre, sie nicht auf das Herz ihres Arztes einen unerlaubten Eindruck gemacht hätte und Marie eben durch ihre unnöthige Eifersucht Anlaß zu der verbrecherischen Verbindung gegeben hätte, welche sie so sehr befürchtete und verabscheute.

Der Doctor Ahlström hatte um diese Zeit großen Ruf und Ansehen als Arzt gewonnen. Die Folge davon war eine Beförderung, welche ihn aus seinem bisher etwas eingeschränkteren Wirkungskreise in einen weit größeren und von seinem stillen ruhigen Herde

in das Geräusch und die Zerstreuungen einer großen Stadt führte.

Der Umzug nach dieser Stadt sollte später im Herbst geschehen, sobald Marie sich von ihrer bevorstehenden Niederkunft erholt haben würde. Die Letztere freute sich über diese Versetzung sehr, nicht nur wegen der größern Einkünfte und des Ansehens, welches ihr Mann jetzt gewonnen, sondern weil sie das Bewußtsein hatte, ihn alsdann der gefährlichen Madame L— entzogen zu sehen. Dem Doctor selbst war diese Veränderung sehr ersehnt, denn da seine jetzige Wohnung für ihn nur sehr wenig von dem Eindruck behalten hatte, welchen sie früher auf ihn gemacht, und das häusliche Leben größtentheils für ihn seinen Werth verloren hatte, so hoffte er im Gesellschaftsleben und den öffentlichen Vergnügungen einer großen Stadt die Freude und Abwechselung zu finden, nach denen sich sein Gemüth so lebhaft sehnte.

Ein Brief an seinen Freund Welander, welcher jetzt verheirathet und Bürgermeister in einer schönen, wenn auch nicht bedeutenden Stadt war, möge hier einigen Platz finden, da er die Veränderungen, welche um diese Zeit in den Gefühlen und dem häuslichen Glück des Briefschreibers vorgegangen waren, recht treu schildert. Der Inhalt war folgender:

„Bruder Welander!

„Von Deiner Theilnahme an Allem, was mich betrifft, war ich lange überzeugt; nimm aber dennoch meinen Dank für den neuen Beweis, den Du mir in Deinem Briefe durch Deine Glückwünsche und Deine Freude über meine Beförderung bezeugtest. Ich selbst hatte ein solches Glück nicht erwartet und wurde fast überrascht, als ich die Nachricht von meiner Ernennung zu einer Ehrenstelle erhielt, um welche sich so manche gefährliche Mitbewerber bemühten, und ich gestehe gern, daß mir dieselbe unverdient ward.

„Der erweiterte Wirkungskreis, welcher mir jetzt eröffnet ist, ist mir willkommen, und ich hoffe, ihm gewachsen zu sein. Eben so sehe ich die Veränderungen in meiner Umgebung und meinen jetzigen Verhältnissen gern, denn ich bin des ewigen Geist, Freude und Phantasie tödtenden Einerlei in dem engen Kreise müde, in welchem ich so manche Jahre gelebt. Hier findet sich kein Streben, kein Reiz für die Kräfte der Seele, es ist, als verschliefe man sein Leben. Mit Kummer sehe ich auf diese Jahre zurück, welche die freiesten, genußreichsten und schönsten in meinem Leben hätten sein können, und ich kann kaum sagen, daß ich gelebt habe, so einförmig, schläfrig, bedeutungs- und

farblos stehen jetzt die meisten Ereignisse derselben vor meinem Gedächtniß.

„Ich bin überzeugt, daß Du beim Lesen dieses unüberlegten Bekenntnisses, zugleich unwillig und erstaunt ausrufen wirst: „Und Deine häusliche Glückseligkeit? Rechnest Du diese für nichts?“ — Ja, ich rechne sie für sehr viel und würde sie noch höher schätzen, wenn sie sich stets gleich geblieben wäre; aber diese ersten Blüthen sind für mich verwelkt und ich habe keine Hoffnung, neue sprießen zu sehen, wenn nicht die Vaterfreude sie mir einst reichen wird. Es bleibt jedenfalls ein Mißgriff, so zeitig wie ich Hymens Glück zu suchen, denn dieser schenkt dieselben nicht, ohne sich dafür die Freude und Freiheit der Jugend, ihr frisches Leben und ihre wechselnden Phantasiebilder umzutauschen; — ein solches Glück erkauft man also ziemlich theuer.

„Meine Schwiegermutter lebt bei mir. Du weißt wie schwer es mir wird, ihr launisches Wesen, ihre kleinlichen Ansprüche, ihr Mißtrauen und ihre Zanksucht zu ertragen. Nur um meiner Gattin willen habe ich mir diese tägliche Plage auferlegt und Du wirst leicht einsehen, wie sehr unser häusliches Wohl dadurch verliert. Gleichwohl freut mich die Anwesenheit meiner Schwiegermutter in einer Hinsicht, denn

diese leistet Marien zu Hause Gesellschaft und begleitet sie auf den Spaziergängen, welche sie jetzt um ihrer Gesundheit willen täglich machen muß; hierdurch bekomme ich mehr Freiheit, denn meine Zeit ist so in Anspruch genommen, daß ich wirklich meiner Frau wenig davon widmen kann.

„Noch in diesem Herbst werden wir von hier fortziehen. Meine Frau kann sich dann den Winter hindurch an unsre neue Wohnung gewöhnen und sich in das Gesellschaftsleben fügen, bis ich im nächsten Frühling sie allein lasse.

„Allein? Was willst Du denn?" höre ich Dich fragen. Ja, Bruder, dies ist eine wichtige Neuigkeit: ich will nach Deutschland, Frankreich und England reisen. Ich bin bisher wenig über die Grenze meines Vaterlandes gekommen, habe nur Dänemark und Norwegen gesehen, und das heißt doch gar zu wenig mit der Welt bekannt sein. Unser Kindheitsgespiele und Universitätsfreund, Professor B—, begleitet mich und ich habe beschlossen, in seiner so angenehmen wie lehrreichen Gesellschaft im nächsten April die Reise zu beginnen. Könntest Du mit uns reisen, Bruder! Aber stets muß etwas an der Vollkommenheit unserer Freude fehlen. Höchstens ein Jahr soll die Reise dauern, indeß werde ich dieselbe im Nothfalle

gern um einige Monate verlängern, da ich auf dieser Tour für meinen Beruf und meinen Kunstsinn so manche Schätze zu sammeln gedenke und also nicht allzu haushälterisch mit meiner Zeit werde umgehen können, zumal ich die Bekanntschaft mancher in meinem Fache berühmter Männer suchen will.

„Bis jetzt habe ich diesen Entschluß meiner Frau noch nicht mitgetheilt, und ich werde damit warten, bis sich ihr Gesundheitszustand verbessert hat, da ich voraussetze, daß diese Mittheilung sie beunruhigen wird. Der arme Ehemann gleicht doch einem Gefangenen, der stets die Kette an Arm und Fuß fühlt; ich fürchte mich wirklich vor dem traurigen Auftritt, welchen die Aufdeckung meines Reiseplanes herbeiführen wird. Meine Frau wird aber Vernunft annehmen müssen, und um ihr meine Abwesenheit erträglicher zu machen, habe ich schon auf ein Mittel gedacht: ich werde ihre Mutter, die nicht mit auszieht, bitten, diese ganze Zeit bei ihr zu verbringen. Ohne Zweifel wird diese sich hierzu verstehen, denn ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihre Tochter mit der größten Zärtlichkeit liebt, ein Gefühl, welches meine Frau ebenso erwidert und zwar mehr, als es für sie und mich zuweilen wünschenswerth wäre.

„Ich sehne mich, einen Brief von Dir zu erhal-

ten, was Du von meinen großen Pläuen, oder vielmehr von meinem Beschluß sagst. Lebe wohl, Bruder, grüß Deine Frau und meine Bekannte dort von Deinem brüderlichen Freunde

Ahlström."

Welander schüttelte beim Durchlesen dieses Briefes betrübt den Kopf und konnte einen Seufzer nicht zurückdrängen. „Arme Marie!" sagte er, „einst erhielt ich einen Brief ganz andern Inhalts von ihm!" — Nichts desto weniger fand er Ahlströms Wunsch, eine solche Reise zu unternehmen, ganz natürlich, und sah recht wohl den Nutzen und das Vergnügen ein, welches er daraus ziehen werde. Aus diesem Grunde äußerte sich Welander durchaus nicht mißbilligend über Ahlströms Reise und enthielt sich in seiner Antwort aller Bemerkungen, zu denen des Freundes Brief hätte Anlaß geben können. Wie das Verhältniß der beiden Gatten zu einander jetzt war, hielt Welander, und zwar mit vollem Recht, eine lange Trennung für sie am besten; er war überzeugt, daß Ahlström nach einer langen Abwesenheit die Annehmlichkeiten des häuslichen Herdes erkennen werde und daß seine Gefühle für Gattin und Kinder dadurch neu belebt und wieder die frühern werden würden.

Wie Ahlström in jeder Beziehung höflich und zu-

vorkommend gegen das schöne Geschlecht war, so setzte er auch gegen seine Gattin die erforderliche Aufmerksamkeit keineswegs aus den Augen. Wäre es Marien überhaupt möglich gewesen, glücklich zu sein bei dem Bewußtsein, ihres Gatten Liebe verloren zu haben, so würde sie in seinem Benehmen gegen sie nichts gefunden haben, worüber sie sich hätte beklagen können; aber wie gern hätte sie seine kalte Höflichkeit, diese gezwungenen Aufmerksamkeiten, welche er anscheinend mehr um seinetwillen oder um der Welt willen ihr erzeigte, mit einem einzigen liebevollen Blick, oder mit einer einzigen Liebkosung vertauscht, die sie sonst von ihm entgegengenommen hatte, und die für sie, welche ihn stets gleich aufrichtig liebte, die noch wie früher ganz von ihrem Manne eingenommen war, denselben Werth gehabt haben würde.

Der Doctor hatte nach seinem Grundsatz, die gebührende Artigkeit gegen seine Frau zu bezeigen, sie von aller Theilnahme an den Mühseligkeiten bei ihrem Umzuge nach dem neuen Wohnorte ausgeschlossen, und beachtete bei der Einrichtung der Wohnung gar nicht sehr ihren Geschmack. Das Letztere aber wußte Niemand; man bewunderte und lobte nur den artigen Ehemann, welcher alle diese Geschäfte ganz allein auf sich nahm. Marie hätte es lieber gesehen, wenn Ahl=

ström sich in einem Zeitpunct, wo dem liebenden Weibe die Anwesenheit des Mannes so theuer ist, sich nicht so oft von ihr entfernt hätte, und würde lieber ihre häusliche Einrichtung später mit ihm in Ordnung gebracht haben; indeß mußte sie sich zufrieden geben und sich noch dazu über eine Sache Glück wünschen hören, welche sie tief schmerzte. Als sie endlich ihre neue Wohnung bezog, fand sie dieselbe äußerst zierlich und geschmackvoll, aber für sich selbst nicht sehr bequem. Manches hätte sie anders gewünscht, und daher kam es, daß sie sich in der geräumigen, schönen Wohnung fast fremd vorkam.

Marie erholte sich nur sehr langsam von einer schweren Niederkunft. Ihr Aeußeres hatte bedeutend verloren, und als sie mit ihrem Gemahl in dem Gesellschaftskreise ihre Besuche abstatteten, welchen sie jetzt betreten sollten, erweckte ihre Schönheit nicht das geringste Aufsehen mehr. Desto mehr aber gefiel der junge Doctor, denn wo er erschien, machte er als ein talentvoller und liebenswürdiger Mann fast Furore. Er wurde in die glänzendsten, fröhlichsten Zirkel gezogen und verbrachte selten nur einen einzigen Abend bei seiner Gattin, welche kränklich, niedergeschlagen und durch ihre Mutterpflichten an das Haus gefesselt, wenig an dem Gesellschaftsleben Theil nahm.

Marie mußte jetzt wieder einen neuen Kummer erfahren. Eine unbedachtsame Aeußerung des Doctors nehmlich, welche freilich nicht so böse gemeint war, wie sie sich dieselbe auslegte, benahm ihr die letzte Hoffnung, ihrem Gatten noch gefallen zu können und gab ihr sogar die Ueberzeugung, daß er vor ihrer Person wirklich Abneigung fühle. Eines Nachmittags waren mehre verheirathete Damen bei ihr zum Besuch und Ahlström nahm einen Augenblick Theil an der Gesellschaft. Eine von diesen Damen war kurz vorher krank gewesen und hörte jetzt eine Schmeichelei aus dem Munde des Doktors über ihr jetziges frisches Aussehen und ihre wiedergewonnene Wohlbeleibtheit nach ihrer Abmagerung während der Krankheit.

„Ich befürchte nur, daß ich zu korpulent werde," antwortete diese.

„Frau von M. haben keine Anlage dazu," fuhr Ahlström fort, „und überdies steht ein mäßiges Embonpoint den Damen gar schön."

„Es ist Schade," fiel eine Andere ein, „daß wir selten nach unsern ersten Jugendjahren die Anlage dazu behalten, im Gegentheil magern wir in den meisten Fällen ab, so bald wir den Dreißigern nahe kommen."

„Sie, meine Gnädige,“ antwortete der artige Doktor, „geben den Beweis, daß wenigstens Einige dieselbe nicht verlieren, denn da Ihre eignen Worte meine Vermuthung vernichten, so muß ich es schon glauben, daß auch Sie schon in den Dreißigern sind. Im Allgemeinen aber muß ich Ihnen doch Recht geben,“ setzte er hinzu, „und dies ist wirklich recht Schade, denn nach meiner Ansicht sind selbst die zu korpulenten Damen von der Natur noch vor den allzu mageren bevorzugt, und ich glaube, daß alle Männer ihre Ansicht mit mir theilen.“

Marie war jetzt ganz abgemagert, denn Kränklichkeit und Kummer hatten die sonst so schöne Fülle ihrer Formen dahingenommen. Indeß dachte ihr Gemahl jetzt nicht an sie und war im Uebrigen auch überzeugt, daß sie ihre Körperfülle nur für den Augenblick verloren habe, sie aber bald wiedergewinnen werde. Gleichwohl schmerzten seine Worte Marien tief und sie wagte nicht, an dem Gespräch Theil zu nehmen, aus Furcht, durch ihre Stimme zu verrathen, wie nahe sie daran war, in Thränen auszubrechen.

Die Gesellschaft behielt aber dies Thema bei und die Rede kam unter Anderm auf eine Dame von ganz entstellender Magerkeit.

„Ist sie denn wirklich so mager wie man sagt?" fragte Frau von M., welche den Gegenstand dieses Gesprächs nie gesehen hatte.

„Ja, ungefähr so wie meine Frau," antwortete der Doktor gedankenlos und so unzart, daß es scheinen mußte, als mache er, der sonst so feinen Ton besaß, diese Bemerkung absichtlich. In der Wirklichkeit aber erinnerte er sich der Figur der besprochenen Dame nicht mehr genau und glaubte sie auch nicht so abschreckend mager wie sie wirklich war. Hierdurch war die Sache noch schlimmer geworden, und seine Aeußerung, eine Unart, die schwer zu entschuldigen war, machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf die anwesenden Gäste, um wie viel mehr also auf die arme Marie. Eine von den Frauen mußte nun gar noch, freilich in guter Absicht, auf die Idee kommen, dem Doktor zu widersprechen, anstatt diesen unangenehmen Gegenstand fallen zu lassen. „Gott bewahre!" sagte sie eifrig, „zwischen der Frau Doktorin und Madame R. ist ja doch nicht der entfernteste Vergleich anzustellen."

„Ich bin der Meinung, daß es keinen Unterschied zwischen ihnen giebt," fuhr Ahlström fort und warf dabei einen gleichgültigen Blick auf seine Frau, als wolle er sich überzeugen, daß er Recht habe.

„Liebe Doktorin, helfen Sie mir doch, Ihren Gemahl aus diesem großen Irrthum zu führen," bat die unverbesserlich dumme Freundin.

Eine flammende Röthe überzog einen Augenblick Mariens Wangen, die aber schnell wieder einer gänzlichen Blässe wich. Lächelnd und mit einem unnatürlich kalten und ruhigen Ton sagte sie: „Nein, ich glaube Ahlström hat Recht, denn er muß dies besser beurtheilen können als ich. Das Wohlwollen, welches uns glücklicherweise um der eignen Persönlichkeit willen widerfährt, ist zu parteiisch, als daß man streng gerecht eigne Mängel beurtheilen könnte, welche so glänzend über die Anderer hervorleuchten."

Ahlström wurde böse und beschämt, und sah noch um so mehr sein Unrecht ein, als er einige Tage darauf zufällig der magern Dame begegnete, die Ursache gewesen war, daß er Marien so verletzt hatte, und welche Letztere ihm jetzt noch als üppig erschien im Vergleich mit diesem Skelett.

Der Eindruck, welchen das vorige Gespräch auf Marie machte, war unverlöschlich. Sie glaubte jetzt Gewißheit zu haben, daß sie ihrem Mann Widerwillen und Uerberdruß verursache. Jede Frau, welche ihren Mann liebt wie Marie, welche gleich ihr von diesem einst angebetet war, wird beurtheilen können,

wie bitter und schmerzvoll für sie diese Ueberzeugung war. Sie wurde von jetzt an äußerst gleichgültig, nachlässig in ihrer Kleidung, in ihrem ganzen Aeußern. Die einzige Sorge, welche sie um sich selbst trug, war die Sauberkeit; denn der Gedanke zu gefallen, war bei ihr verschwunden. Ahlström suchte zwar mehre Male seine Uebereilung wieder gut zu machen, indem er ihren Wuchs, überhaupt ihr Aeußeres, berührte, aber Marie sah hierin nur Reue darüber, daß er einmal unbedachtsam und hart sich erlaubt hatte zu äußern, wie er sie wirklich fände.

Als Marie später im Winter von ihres Mannes bevorstehender Reise hörte, nahm sie diese Mittheilung ganz anders hin, als er gehofft hatte; keine Thränen, keine Klagen, nicht einmal einen Versuch, ihn von seinem Vorhaben abzureden, hörte er von ihr. Sie betrachtete ihn schweigend mit einem traurigen Ernst im Blick und fragte: „Wann wirst Du reisen?"

„Zu Anfang April," antwortete Ahlström; „ich kann Dir nicht genug danken, daß Du die Sache so vernünftig nimmst; aufrichtig gesagt, erwartete ich dies nicht."

„Vor einigen Jahren würde ich hierzu auch nicht im Stande gewesen sein. Wenn Du mir damals ge-

sagt hättest, Du wollest für so lange Zeit Dein Haus verlassen, würde ich nicht begriffen haben, wie Dir dies möglich sei, und nicht einmal den Gedanken an eine so lange Trennung hätte ich damals ertragen können; jetzt aber verstehe und ertrage ich mehr."

Ahlström antwortete hierauf nicht; er fand sich durch den Vorwurf, welchen diese Worte enthielten, beleidigt, ohne einzusehen, wie sehr er ihn verdient hatte. Sonderbar genug erweckte aber Mariens scheinbare Kälte zugleich seinen Verdruß und seine Liebe, und die letzte Zeit, welche er vor seiner Reise bei ihr verbrachte, war er liebevoller und aufmerksamer gegen sie, als er es seit lange gewesen war. Ja Marien lebte bei dem Genuß dieser schönen Abendröthe nach dem Untergang der Liebessonne wieder ein Strahl von Freude auf.

Als die Abschiedsstunde schlug, brach der stumme Schmerz, welchen Stolz und fester Wille bisher in ihrer Brust verschlossen hatten, in heftige Thränen aus. Sie wand ihren Arm um des Gatten Hals und weinte bitter und schmerzvoll. Auch ihm wurde die Abschiedsstunde schwerer, als er es berechnet hatte und er trennte sich bekümmert von der Gattin, den Kindern und seinem Hause. Marie fühlte bei der Trennung sich dennoch in einer Beziehung glücklich,

denn es lag so viel Gefühl, so viel Zärtlichkeit in ihres Mannes Worten und Liebkosungen, daß sie eine schönere Zukunft nach seiner Rückkehr zu hoffen wagte.

Die Pröbstin, welche nicht mit hierher gezogen war, langte ein Paar Tage vor Ahlström's Abreise bei ihrer Tochter an, und während dieser kurzen Zeit entspann sich durchaus keine Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Schwiegersohn. Beide hatten Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken und einzusehen, was ihr eigner Fehler in dem früher so unangenehmen beiderseitigen Verhältniß sein mochte und hatten sich vorgenommen, mit ihrem Wissen und Willen nicht wieder Anlaß zu Streitigkeiten zu geben. Der Doktor war wirklich erfreut darüber, daß Marie während seiner Abwesenheit an ihrer Mutter Gesellschaft finden konnte, und dies war auch für sie ein großer Trost. Aber die Pröbstin schien vom Schicksal, welches so oft die Vorwürfe tragen muß, dazu bestimmt, stets einen unglücklichen Einfluß auf das Glück und den Frieden ihrer Tochter zu haben — dieser Tochter, für deren Seligkeit sie gern die eigne aufgeopfert hätte, wenn sie dadurch die Mariens hätte erkaufen können.

Marie liebte ein stilles eingezogenes Leben, wel-

chem sie sich denn auch, da sie während ihres Mannes Abwesenheit ihre Kinder zu warten hatte, ohne sich den Tadel der Welt zuzuziehen, überlassen konnte; die Pröbstin aber wollte gern in Gesellschaft sein, obgleich sie sich selten in derselben wohl befand. Bei ihr war es eine gute Dosis Neugier, welche sie so viel Interesse an allen möglichen Auftritten im Gesellschaftsleben finden ließ, dabei war sie zu wenig dazu geeignet, sich die Einsamkeit zu verschönern oder mit andern Worten: sie war sich selbst nicht genug, und deshalb mußte also Marie ihre Neigung der ihrer Mutter aufopfern. Beide machten daher manche Besuche und nahmen eben so viel entgegen, denn der Pröbstin war zu Anfang ihres Aufenthaltes in der großen Stadt Alles neu und lockend. Leider aber hatte sie das Unglück, selten bei einer ihrer neuen Bekanntschaften einen vortheilhaften Eindruck zu erwecken; im Gegentheil hielt man sie für eitel, steif und langweilig und zugleich für ziemlich lächerlich dadurch, daß sie mit einer Art Bauernstolz sich bemühte, eine Miene und einen Ton anzunehmen, welche mit ihren Umständen ihren natürlichen Anlagen, ihrer Erziehung und ihren Gewohnheiten nicht gut übeinstimmten. Als sie sich nun in der Gesellschaft nicht so hoch empfangen sah, wie sie es wünschte und verlangte, wurde sie

mißvergnügt, böse und verdrießlich und fand sich oft verletzt, selbst wenn sie nicht die geringste Ursache dazu hatte. In solchen Fällen war dann ihre Laune so unangenehm und reizbar, daß sie ihrer Umgebung stets mehr Unwillen verursachte und sich dadurch täglich verhaßter machte. Marie, welche ihre Mutter mit einer kindlichen Zärtlichkeit und Hochachtung liebte und dadurch blind für die Fehler derselben war, nahm nun wie früher für ihren Gemahl Partei der Mutter gegen ihre Bekannten, und Uneinigkeit und Auflösung freundschaftlicher Verhältnisse waren hiervon die Folgen. Obgleich man auf Marie selbst sonst nichts zu sagen wußte, wurde sie doch nach und nach ebenso gemieden wie ihre Mutter und Beide fanden sich daher ganz von dem Gesellschafsleben ausgeschlossen.

Doktor Ahlström kehrte erst im Spätsommer des folgenden Jahres zurück. Er hatte auf seiner Reise viel Annehmlichkeiten und Vergnügen genossen und fuhr jetzt sehr aufgeräumt und mit der herzlichsten Sehnsucht, seine Frau und Kinder wiederzusehen, nach Hause. Marie, der während seiner ganzen Abwesenheit nicht ein einziger Augenblick verflossen war, ohne daß sie ihn vermißt und sich nach ihm gesehnt hätte, fühlte sich unaussprechlich glücklich, als

sie den geliebten Gatten wieder ans Herz drücken konnte. Auch die Kinder waren größer und schöner geworden. Der älteste Knabe war zehn Jahr alt, schön und ganz des Vaters Ebenbild; seine Schwester, welche zwei Jahre jünger war als er, war ein Engelsbild und glich an Schönheit ihrer Mutter; das jüngste Mädchen lief dem Vater entgegen und liebkoste ihn mit Worten wie sie ihm zu Gebote standen. Der heimgekehrte Vater fühlte sich glücklich im Schooße seiner Familie. Er war fast noch liebenswürdiger und unterhaltender als ehedem und wurde mit einer wahren Freude von den vielen Bewunderern und Freunden empfangen, welche er sich schon vor seiner Reise erworben hatte. Er war jetzt acht und dreißig Jahr und in die Periode getreten, welche für den Mann die vortheilhafteste ist, wenn er Kopf, Gefühl und ein schönes Aeußere besitzt, Alles dies aber besaß unser Doktor in einem seltenen hohen Grade. Bei ihm war männliche Kraft, Geist und gefälliges Wesen in der höchsten Vollendung.

Als Marie, welche jetzt mit der Bewachung ihres jüngsten Kindes nicht mehr so sehr beschäftigt war, ihren Mann auf seinen Wunsch wieder in Gesellschaften begleitete, wurde sie durch die Gleichgültigkeit, mit welcher man sie hier empfing, sehr unan=

genehm überrascht. Sie wußte, daß sie nicht beliebt war und diese niederschlagende Ueberzeugung machte sie noch weniger liebenswürdig, als sie sonst gewesen sein würde. Alles suchte, feierte und bewunderte den Doktor; Niemand aber erwies seiner Frau mehr Aufmerksamkeit und Achtung, als man es um ihres Mannes willen thun mußte. Diese erniedrigende Entdeckung war ebenfalls Schuld, daß auch Ahlström's Zärtlichkeit wieder nachließ und sie in seinen Augen herabgesetzt wurde; er schämte sich gleichsam der Wahl seiner Gattin und wurde daher täglich wieder kälter und gleichgültiger gegen sie. Welander hatte seinen Jugendfreund sehr richtig beurtheilt, als er behauptete, daß eine Gattin, welche nicht Andern gefiele, auch seine Liebe nicht lange behalten würde.

Siebentes Kapitel.

Die Zauberin.

Wohin Doktor Ahlström nach seiner Rückkehr kam, hörte er mit der größten Bewunderung, ja mit Entzücken von einem reizenden jungen Mädchen sprechen, welches sich den Winter über in der Stadt aufgehalten hatte und jetzt mit einer ihrer Freundinnen in einem Brunnenorte war; doch wurde sie bald wieder zurück erwartet.

Das schöne Mädchen war Alma Lange, die Nichte eines Herrn Werner, des angesehensten und reichsten Kaufmanns in der Stadt. Alma's Eltern waren vor einigen Jahren gestorben und sie hatte sich darauf bei einer ihrer Schwestern aufgehalten, welche in Deutschland verheirathet war; als aber auch diese im vorigen Herbst gestorben, war Alma in ihr Vaterland zurückgekehrt, um bei ihrem Onkel und Vormund zu wohnen. Nach ihrer Angabe war Alma zwanzig Jahr alt, ihrem Aeußern nach würde man sie aber sogar für viel jünger gehalten haben; indeß

behaupteten Diejenigen, welche ihr Geburtsjahr kannten, daß sie fünf Jahr älter sei, als wofür sie sich ausgab. Demungeachtet war sie aber unstreitig sehr reizend; ihre Schönheit, ihre Lebhaftigkeit und Talente waren ganz dazu geeignet, für sie einzunehmen, und sie verstand es nur zu gut, mit ihrem Pfunde zu wuchern. Oft glänzte und bezauberte sie mit geistreichen Einfällen, welche zwar zufällig schienen, aber doch vorbereitet und einstudirt waren. Ihr Charakter und ihre Grundsätze werden sich im Erfolg unserer Erzählung hinreichend darthun; eine Schilderung derselben wäre also überflüssig. Doctor Ahlström sehnte sich unendlich darnach, dies Wunderwerk der Natur kennen zu lernen, obgleich er die Ueberzeugung hatte, daß seine Erwartung betrogen sein und die Wirklichkeit allen diesen Schilderungen ihrer Schönheit und ihres Geistes nicht entsprechen würde.

Werner war ein Witwer und seine schöne Nichte vertrat bei ihm die Stelle einer Hauswirthin, welche ihr die alte Frau, die dieselbe früher inne gehabt hatte, nicht streitig machte. Der reiche Kaufmann, ein lebensfroher und etwas eitler Mann, sah mit Freude, welchen Glanz Alma seinem Hause gab und behandelte sie nicht nur wie ein väterlicher Freund, vielmehr wie ein Bewunderer und Sklave ihrer Wünsche und Ein=

fälle; dabei lag denn in des alten Herrn übertriebenen Artigkeiten gegen seine junge Verwandtin etwas wirklich Lächerliches. Alma hatte im vergangenen Winter fast eben so viel Anbeter um sich gezählt, als es in der Stadt und Umgegend junge Männer gab; aber so gern sie auch deren Huldigungen anzunehmen schien, hätte man doch Keinen nennen können, welcher sich bei ihr eines besondern Vorzuges vor seinen Rivalen hätte rühmen können.

Hatte der Doctor Ahlström so glänzende Schilderungen von Alma's Schönheit und Zauberkraft gehört, so hatte auch sie ihrerseits einen nicht minder vortheilhaften Begriff von seinen vortheilhaften Eigenschaften und Alles, was sie von ihm während seiner Abwesenheit gehört hatte, regte ihr Verlangen auf, ihn persönlich kennen zu lernen; denn diesen Doctor Ahlström sah sie für eine glänzende Eroberung an, die sie nicht verfehlen dürfe. Sie war zu vorurtheilsfrei, als daß ihr der Gedanke, daß er ein verheiratheter Mann sei, Scrupel hätte verursachen können.

Ein paar Wochen nach Ahlström's Rückkehr wurde er an einem schönen Nachmittage nebst seiner Familie nach dem vor der Stadt belegenen schönen Gute des Kaufmann Werner eingeladen. Außer ihm war noch eine zahlreiche Gesellschaft gebeten, denn der artige

Oheim wollte die Rückkehr seiner Nichte auf die glänzendste Weise feiern. So wenig auch Marie auf große Gesellschaften gab, so freute sie sich doch, mit ihren Kindern an diesem Vergnügen Theil nehmen zu können. Ahlström selbst konnte sich erst später bei Werner einfinden, da er noch einen Krankenbesuch bei einem Familienvater auf dem Lande abzustatten hatte, dessen Leben in der größten Gefahr stand und von dessen Rettung das Glück vieler Kinder und einer zärtlichen Gattin abhing.

Als Ahlström, der für das Leiden seiner Mitmenschen stets die wärmste Theilnahme fühlte, seine Pflicht erfüllt hatte, begab er sich gegen Abend nach Werners Landhause, wo Marie mit ihren Kindern schon früher eingetroffen. Er fand die ganze Gesellschaft im Garten und stieß bei seinem Eintritt auf einige Gruppen, welche im Garten umherspazirten; die übrige Gesellschaft hatte sich um eine große cirkelförmige Rasenbank versammelt, welche von der schönsten Rosenhecke umwachsen war. In der Mitte der Bank saß Alma in der schönsten und zugleich nachlässigsten Stellung, sie spielte Guitarre und begleitete ihr Spiel durch Gesang. Das schwarze Atlaskleid erhöhte die blendende Weiße ihres Nackens und ihrer Arme und bezeichnete die zugleich üppigen und ge-

schmeidigen Formen ihres Wuchses noch schöner. Das reiche hellbraune glänzende Haar war nicht in die damals herrschende Mode gefügt und fiel in Locken auf ihre Schulter; nur ein Kranz von frischen Blumen war der einzige Schmuck derselben. Ahlström sah beim ersten Blick, daß, wenigstens was Alma's Schönheit anbetraf, das Gerücht nichts übertrieben hatte. Kaum hatte er die Gesellschaft begrüßt und war von dem Wirthe dieser bezaubernden Alma vorgestellt worden, als man sich schon um ihn drängte und ihn mit Fragen bestürmte, wie der Patient, von dem er, wie man wußte, jetzt zurückkam, sich befände; denn allgemein nahm man an dessen Lage Theil, sowohl wegen seiner achtungswerthen Eigenschaften, als wegen des unersetzlichen Verlustes, welchen sein Tod der Familie bringen würde. — „Lebt er? — Ist noch Hoffnung für ihn da?" fragte man einmal über das andere.

„Gott sei Dank, er ist gerettet! Sein Leben ist außer Gefahr," antwortete der Doctor und sein Blick strahlte bei diesen Worten und bei der Erinnerung an die Dankbarkeit und Freude der Angehörigen, so wie bei dem stolzen Bewußtsein, diesmal durch seine Kunst fast ein Wunderwerk gethan zu haben. Dennoch aber schien er nicht stolz hierauf, nur die schönste menschliche Regung färbte seine Wangen höher und gab seinen

ausdrucksvollen Augen einen feuchten Glanz. Wie schön war er in diesem Augenblick! Marie fühlte dies in der Tiefe ihres Herzens und würde viel darum gegeben haben, wenn sie sich hätte an seine Brust werfen können.

Um den Glückwünschungen und schmeichelhaften Worten, mit welchen man ihn überhäufte, ein Ende zu machen, trat der Doctor zu Alma und bat dieselbe ihren Gesang fortzusetzen, welchen seine Ankunft unterbrochen habe.

Alma hatte bis jetzt mit einem gedankenvollen, schwärmerischen und seltsamen Ausdruck ihre Blicke unverwandt auf Ahlström geheftet; jetzt schlug sie dieselben nieder und erröthete scheinbar verwirrt.

„Ich erinnere mich wirklich nicht mehr, was ich sang," sagte sie.

Einer von der Gesellschaft kam ihrem Gedächtniß zu Hülfe und bemerkte zugleich, daß noch ein Vers an dem Liede fehle. Alma schlug einige hübsche Accorde zu der unterbrochenen Romanze an, richtete einen schüchternen, freundlichen und wirklich hinreißenden Blick auf den Doctor und sang, anstatt des noch übrigen Verses folgende, wie Alle glaubten, improvisirten Worte:

„Willkommen der Freude, dem Scherz und Gesang
Von dem Schmerzenlager des Kranken,
Wo Dir wie heute schon jahrelang
Viel Herzen für Rettung danken.
Als Lohn lebt ein Himmel Dir in der Brust
Für die Pflichten, die Du verrichtest,
Der Du, wie ein Gott, spendest Trost und Lust
Und des Todes Gewalt vernichtest.“

Ein lebhafter Beifall belohnte die bezaubernde Sängerin und der, an welchen sie diese schmeichelhafte Bewillkommnung gerichtet hatte, wurde dadurch auf die angenehmste Weise überrascht. Alma hatte wirklich eine ganz passende Art und Weise gewählt, sich die Bekanntschaft des Mannes zu verschaffen, dessen Eroberung ihren schönsten Triumph ausmachen sollte. Natürlicherweise dankte er ihr auf das Verbindlichste und die Unterhaltung zwischen ihnen, welche einmal begonnen war, erhielt jetzt ein steigendes lebhaftes Interesse. Alma hatte fast ganz Deutschland durchreist und war sogar einmal in ihres Schwagers und ihrer Schwester Gesellschaft in Paris gewesen. Sie kannte daher alle Orte und Personen, welche der Doctor auf seiner Reise bemerkens- und bewundernswerth gefunden hatte und dies war ihnen eine unerschöpfliche Quelle gegenseitiger Mittheilung. Alma's Gefühl für Natur und Kunst war so lebhaft und warm, daß Ahlström, da er sie von Gegenständen sprechen hörte, welche ihn

auf seiner Reise interessirt hatten, jetzt in der Erinnerung fast noch mehr Genuß fühlte, als ihm das Anschauen auf der Reise selbst gewährt hatte.

Es versteht sich von selbst, daß Ahlström das lebhafte Vergnügen nicht zu verhehlen suchte, welches ihm Alma's Gesellschaft einflößte. Auch sie bedurfte, so frisch und gesund sie auch sonst war, sehr oft der ärztlichen Hülfe bei einer ganzen Menge von kleinen Zufälligkeiten, welche sie jetzt sonderbarer Weise so oft und so schnell nach einander trafen, daß es fast scheinen mußte, als seien sie nur vorgegeben. Bald hatte sie Zahnschmerzen, bald sich den Fuß verrenkt, bald sich hier oder da gestoßen, was ihr sogleich Brustschmerzen verursachte. Einmal sogar erlitt sie durch irgend eine Ursache einen so heftigen Schreck, daß ein Aderlaß nothwendig war, und wieder ein andermal schwoll ihr der Hals ganz erschrecklich nach einem — Mückenstich. Dies Alles waren zwar nur Kindereien, aber der Doctor nahm es durchaus nicht übel, sich wegen derselben bemühen zu müssen, im Gegentheil suchte er höchst aufmerksam und zärtlich alle diese kleinen allerliebsten Vorkommenheiten wieder abzuwenden und beschäftigte sich ganz seiner Collegen Gewohnheit zuwider, in dergleichen Fällen mit Lanzetten, spanischen Fliegen und Blutigeln. Alma verstand ihren Vortheil

zu gut, als daß sie sich bei solchen Schmerzen ruhig und geduldig hätte zeigen können. Von seiner Gattin verlangt zwar der Mann Stärke und Geduld bei allen körperlichen oder Seelenleiden; bei einem jungen Mädchen aber ist es ganz etwas Anderes; bei ihr ist Ungeduld, Furcht und Schwäche nur eine schöne und wohlanstehende Weiblichkeit, und daher küßte Ahlström bezaubert ihre Hände, wenn Alma zuweilen zu ihm sagte: „Lieber Herr Doctor, nicht wahr, ich bin ein Kind, und viel zu verzärtelt, furchtsam und eigensinnig. Sein Sie nicht böse auf mich.“ Dabei wünschte Ahlström innerlich, daß sie nie vernünftiger und geduldiger als jetzt werden und ihr täglich ein kleines Uebel zustoßen möge, welches die ärztliche Hülfe verlange.

Einer oder der Andere mag vielleicht hier eine festgesetzte Schilderung aller dieser feinen Kunstgriffe erwarten, welche Alma anwandte, um den liebenswürdigen Doctor in ihre Netze zu ziehen; eine solche Schilderung würde aber allen reinen und edlen Gemüthern nur unwillkommen sein und eben so wenig würde ein leichtsinniges Weib von einem eben so verächtlichen Streben abzuhalten sein; im Gegentheil würde diese vielleicht noch aufgemuntert werden; und da dieser Gegenstand überhanpt weder schön noch erbaulich ist, so wollen wir ihn schnell übergehen. Nur

so viel sei gesagt, daß Almas Plan vollkommen gelang und Ahlström einige Monate, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, ihr feuriger Anbeter war.

Obgleich man wohl annehmen kann, daß Ahlströms Gefühle zu seiner Gattin nicht bis zum letzten Funken in ihm verloschen waren, als er Alma kennen lernte, so genoß er doch wahrscheinlich jetzt das von manchen Männern so gepriesene Glück, den so ganz eignen Reiz, den Keim einer neuen Liebe in sich zu fühlen, bevor die alte noch ganz in ihm erstorben ist; und dieses Gefühl soll, wie manche Schriftsteller in Versen und Prosa behauptet haben, für die Seele unendlich angenehm, süß und erfrischend sein. Die armen vernachlässigten Weiber aber werden wohl höchst selten diese angenehme Erfahrung machen, denn die Leichtsinnigern unter ihnen verstehen durchaus nicht zu lieben und die Edleren und Gefühlvollen haben oft ihr ganzes Leben an einer Liebe genug; und wenn sie mehr als einmal lieben, so bedarf es bei ihnen wenigstens einer so langen Zeit, ehe die alte Wunde ihres Herzens heilt, daß nur bei wenigen von ihnen, wie es oft bei den Männern der Fall ist, die Liebe mit einer Sommernacht im Norden verglichen werden kann, wo sich Abend und Morgenröthe in einander verschmelzen.

Daß Maria mit ihrer unglückseligen Anlage zur

Eifersuch bald ihres Mannes neue Liebe entdeckte, ist natürlich. Schmerz und Verdruß stritten bei dieser Entdeckung in ihrer Seele und der letztere vermehrte noch die Bitterkeit des ersteren. Schon ehe Ahlström Alma hatte kennen gelernt, hatte Maria deren Eitelkeit und Leichtsinn vollkommen durchschaut; sie verachtete und haßte sie zugleich, denn sie befürchtete zum Voraus schon, daß dieses verführerische Mädchen sowohl für ihre als ihres zurückkehrenden Gatten Ruhe gefährlich sein könne. Deshalb hatte sie stets mit Kälte jeden Versuch Almas mit ihr in vertraulichen Umgang zu kommen, zurückgewiesen, um welchen die Letztere sich so sehr bemühte, in der Absicht, durch ein freundschaftliches Verhältniß zu der Gattin Gelegenheit zu haben, in ein eben so vertrauliches mit dem Gatten zu kommen. Alma kehrte sich indeß wenig an Marias unfreundliche Behandlung, denn man sagte ja überall, daß sie ein langweiliges Frauenzimmer sei, und was ihren Mann anging, so wollte sie schon andern Rath finden, sich ihm zu nähern, im Fall sie ihn wirklich so liebenswürdig finden sollte, wie man ihn ausgeschrieen hatte. Jetzt aber, als Ahlström wirklich Alma's Bekanntschaft gemacht hatte, verbarg Maria nicht im Geringsten die Verachtung und den Unwillen, welchen ihr das Mädchen eingab, und

begegnete ihr oft mit einer beleidigenden Kälte. Dies war nicht klug, denn sie erbitterte dadurch ihren Gatten und entfremdete sich noch mehr sein Herz, indem sie diejenige verletzte, welche ihm so theuer war. Indeß ließ sich dies an Marie entschuldigen, denn es ist nicht leicht, dem ein freundliches und lächelndes Gesicht zu zeigen, welcher in jedem Augenblick von Neuem den Dolch in unserm Herzen umdreht, und es ist eben so schwer, ohne Kummer sich um Jemandes willen zurückgesetzt und vernachlässigt zu sehen, von welchem man die Ueberzeugung hat, daß er nicht eine einzige der Eigenschaften besitzt, welche ihn zu dem Vorzuge berechtiget, den ihm ein vortheilhaftes Aeußere verschafft.

Anfänglich hatte Alma, als sie es sich angelegen sein ließ, Ahlström zu gefallen, vielleicht keine andere Absicht, als einen, ihrer Eitelkeit so schmeichelnden Triumph zu feiern; bald aber wurde auch ihr eignes Herz mit ins Spiel gezogen und eben dies Gefühl, welches sie ihm blos eingeben wollte, erfuhr sie selbst, sie liebte ihn mit einer glühenden Leidenschaft, und es war mehr Ahlströms, als ihr Verdienst, daß ihre beiderseitige Leidenschaft nicht alle äußere Bande brach. Ahlström war leichtsinnig und aufbrausend in seinen Gefühlen und Begierden, aber keineswegs unedel; wenn er auch die Treue, welche er seiner Gattin ge-

schworen hatte, schnell zu vergessen im Stande war, so fühlte er doch zu edel, um das Mädchen, welches er liebte, in das Verderben stürzen zu wollen. Alma war in ihrem Sittlichkeitsgefühl gerade nicht peinlich; sie nahm es für abgemacht an, daß die Liebe nicht zu besiegen sei und daß es weder Schande noch ein Verbrechen sei, ihrer allmächtigen Gewalt zu weichen, und war überdieß der Ansicht, daß man keinen Tadel verdiene, wenn man nur den äußern Schein rette. Freilich würde sie es vorgezogen haben, wenn ihr Geliebter ihr seine Hand hätte schenken können, da aber dieser unglücklicherweise schon eine Frau hatte, so fühlte sie sich dadurch nicht verpflichtet, das aufzuopfern, was sie seine und ihre eigne Glückseligkeit nannte. Wie Alma zu dieser liberalen Ansicht gekommen war, das läßt sich leicht dadurch erklären, daß sie zeitig ihre Eltern verlor und in ihrer Schwester ein sehr verführerisches Beispiel hatte; denn diese schöne und leichtsinnige Frau, welche sich mit einem Mann von eben so oberflächlichen Grundsätzen, wie ihre eignen, verheirathet hatte, war für ihre jüngere Schwester eine sehr unpassende Freundin und ihr Haus für ein Mädchen mit Almas Neigungen und Begierden eine höchst gefährliche Schule. Dazu kam noch, daß ihre Schwester vorzugsweise solche Lectüre wählte und liebte, in

welcher das Laster mit einem glänzenden Firniß überstrichen ist, und wo den niedrigsten verächtlichsten Gegenständen gerade die schönsten Farben gegeben werden. Alma theilte hierin, wie in allem Andern die Ansichten ihrer Schwester und sog durch diese Bücher mit der größten Begierde dies schleichende feine Gift in sich, welches der Tugend und der Unschuld so gefährlich ist. In diesen Umständen läßt sich also eine Entschuldigung für Alma finden, wie wir denn stets dieselbe finden, die uns bei der Beurtheilung fremder Fehler zur Milde ermahnt und zugleich zur Erkenntniß dieser Wahrheit: daß wenn wir selbst einige Tugenden besitzen, welche jene entbehren, wir dafür größtentheils günstigern Umständen, einer edleren Umgebung, aufmerksamerer Erziehung und glücklichern Naturanlagen zu danken haben.

Ahlström und Alma wußten Beide, daß sie einander liebten, und die ganze Stadt wußte das mit ihnen; gleichwohl aber hatten sie sich dies bisher noch nie mit einem offenen Wort gestanden. Der Augenblick, welcher ein solches Bekenntniß herbei führte, sollte aber bald eintreffen.

Ahlström befand sich eines Tages mit Alma allein in dem Wernerschen Hause. Sie zeigte ihm ihre kleine weiße und zarte Hand mit den Worten: — Sehen Sie

nur, wie böse die Mücken gestern Abend im Garten meine Hand zerstochen haben. Ich ging einen Augenblick ohne Handschuh hinaus, weil ich so spät im Herbst die Mückenstiche nicht mehr fürchtete, aber sehen Sie nur, wie diese Thiere mich gemißhandelt haben.

Ahlström empfahl ihr, sich Citronensaft auf die Hände zu streichen und behielt ihre schöne Hand in der seinigen, nachdem er vorher einen sehr feurigen Kuß auf dieselbe gedrückt hatte. Schweigend saß er eine Minute lang da und betrachtete Alma zärtlich und gedankenvoll. Endlich sagte er: „Ich kann fast nie diese kleine, süße Hand sehen, ohne mit Schaudern an den Augenblick zu denken, wo ich einen Verlobungsring an derselben erblicken werde.

„Seien Sie überzeugt, daß Sie denselben nie erblicken werden," antwortete Alma.

„Gäbe es denn gar keinen Jüngling, welcher das beneidenswerthe Loos hoffen könnte, dereinst durch einen solchen bedeutungsvollen Ring Ihr Schicksal an das Seinige zu fesseln?

„Nein! Und einen Jüngling würde ich überdieß nie lieben können. Ich weiß nicht, wie es zugeht, ich finde stets etwas Lächerliches und Kindisches, etwas Halbreifes und Unbedeutendes an den jungen Männern. Den, welchen ich lieben soll, muß ich hochach-

ten und bewundern können, ich muß seine Ueberlegenheit erkennen und kann nur einen Mann lieben.

„Aber der Mann ist oft schon durch andre Bande gefesselt; und wenn ein verheiratheter Mann in Ihrer Liebe einen Himmel auf dieser Erde ahnen soll, so müßte er doch Ihre Blumenketten vergessen, um die eisernen der Ehe zu schleppen."

„Ja, seine Hand würde er mir wohl nicht bieten können, aber Herz für Herz könnte er geben, und dies ist ja doch das höchste Geschenk."

„O Alma, Sie wissen nicht, welche Stürme, welche brennende Wünsche, welche süße Hoffnung und wieder welchen Schmerz und welche Seligkeit Sie durch ihre Worte in meiner Seele erwecken! Wie soll ich sie deuten? — Ich bete Sie an! Es ist zu spät, jetzt noch zu verhehlen, was Sie schon lange wissen müssen! Ist es denn wahr, findet meine Liebe Gegenliebe bei Dir?

„Ich liebe Dich, Ludwig, mit der ganzen Zärtlichkeit, und dem Feuer, dessen mein Herz nur fähig ist!" antwortete Alma, ihren Arm um seinen Hals legend und ihn mit höchst sonderbarem, von Leidenschaft und Unschuld gemischten Blick ins Auge sehend. Das verirrte schwärmerische Mädchen glaubte selbst nicht, daß sie damit etwas Böses thue.

„O süßes Bekenntniß! Himmlisches Mädchen!"

rief Ahlström außer sich vor Seligkeit und Freude. Er drückte Alma heftig an seine Brust und bedeckte ihre Lippen mit brennenden Küssen. Schnell aber zog er seine Arme wieder zurück und setzte traurig hinzu: „O, Alma, dieser berauschende Augenblick, wird Dir Reue und Schaam, mir, der ich ihn herbeiführte, ewige Vorwürfe bringen. Kannst Du mir verzeihen, den Augenblick nicht verdammen, an welchen Du mich zum erstenmal sahst?"

„Beruhige Dich, Ludwig, und lerne mich erst recht kennen," bat Alma mit sanfter Stimme. „Du sprichst von Reue und Scham, Vorwürfen und Verzeihung; ich verstehe Dich nicht. Was habe ich Dir zu verzeihen? Daß Du mich vielleicht liebst? O, wie gerne gäbe ich Dir die schönste Freude meines ganzen Lebens hin! — Reue! — Im Haß nur liegt Verbrechen; nicht in der Liebe! Glaubst Du denn nicht, wie ich, daß unsere Herzen für einander geschaffen sind, daß sie sich lieben mußten, als sie sich begegneten? Die Verhältnisse der Gesellschaft gebieten uns äußere Bande und diese müssen wir sowohl um unsrer Selbst, als um Andrer willen ertragen; aber das Herz und die Seele sind frei; sie gehören uns und wir wollen nicht wie elende karge Seelen unsre Schätze vergraben, sondern dieselben genießen. Scham, sagst Du! Ich bin

stolz in Deiner Liebe, und in der meinigen. Nein! erröthen würde ich, wenn ich aus eigennützigen, kleinlichen Berechnungen mich verkaufte und den geheiligten Schleier der Ehe über den schändlichen Handel würfe; daß ich aber mein Herz und meine Glückseligkeit einem Manne gebe, wie Dir, darüber erröthe ich nicht. Vorwürfe? O fürchte sie nicht von mir! Ich will nicht wie Andere, welche eine von dem Gesetz und dem Vorurtheil verbotene Verbindung eingehen, die Schuld auf Dich werfen, um mich selbst zu reinigen. Mein Fehler, wie ihn die Welt nennen würde, es ist ein freiwilliger, dies erkenne ich jetzt und ich werde es stets erkennen. Ich werde Dich nicht jeden Genuß der Liebe mit Stunden bittrer Klage, mit Thränen, Reden und Vorwürfen erkaufen lassen, nein ich werde Dich glücklich machen, so glücklich, wie nur bis jetzt ein Mann durch die Liebe des Weibes geworden ist. Aus meiner Hand soll nie ein bittrer Tropfen in den Freudenbecher fallen, welchen ich Dir reiche. Sag, Geliebter! Verstehst Du mich jetzt? Begreifst Du meine ganze Liebe?

Welche erhabene Hingebung, welche schöne Entsagung, welchen Stolz und Edelmuth sah der verblendete Liebhaber in der frechen Erklärung seiner Geliebten! Er sank zu ihren Füßen, und wiederholte seine

brennende Liebe, seine Dankbarkeit und Seligkeit in den süßesten Worten.

Jetzt begann für Ahlström eine Zeit der Genüsse, und diese waren nicht allein die der Sinne, sondern auch die der Seele, denn er fühlte sich durch Alma's Talente, ihren Geist und die Abwechselungen, welche sie ihrer Unterhaltung und seinen Zärtlichkeitsbezeugungen gab, ganz zufrieden gestellt. Gegen seine Frau wurde er jetzt nicht allein kalt, sondern auch häufig sogar hart, wie es denn oft die Folge der Verbindung mit einem andern Weibe ist. Wenn aber eine Frau verbrecherisch und unglücklich genug ist, die Pflichten der Ehe zu übertreten, so stellt sich ein ganz anderes Verhältniß heraus. Sie erkennet ihr Vergehen und bereut es tief; sie will es so viel als möglich gut machen und zeigt daher eine noch weit größere Aufmerksamkeit für die Wünsche und eine Ergebenheit für den Willen ihres Gatten. Wir wollen nicht behaupten, daß nicht auch der Mann zuweilen solche Reue fühlt, aber anstatt sich selbst und sein Verfahren zu verabscheuen und zu verachten, fällt die ganze Last seines Verdrusses auf die unschuldige Urheberin dieser bittern Reue und er haßt seine Gattin eben um des Unrechtes willen, welches er ihr selbst zufügt.

Wie unglücklich die arme Marie jetzt war, ist

leicht zu begreifen und eine Schilderung ihrer Leiden wäre deshalb überflüssig. Zu stolz, um sich zu beklagen uud ihren Schmerz zu verrathen, verbarg sie denselben auch vor ihrem sündigen Gatten, welcher kaum zur Hälfte ahnte, was sie litt. Er schrieb dieses Schweigen und ihre finstre Laune mehr ihrem Unmuth, als ihrem Kummer zu, und gab oft halb mit Verachtung halb mit Mitleiden, ihrem natürlichen Mangel an Lebhaftigkeit und ihrem minder schönen Aeußern seine Untreue Schuld. Uebrigens kehrte er sich wenig daran.

Marie zog sich jetzt ganz aus dem Gesellschaftsleben zurück; sie erschien bei Niemandem und wurde auch von Niemandem vermißt. Diese oder jene ihrer Bekanntschaften sprach wohl dann und wann theilnehmend von ihrer verlassenen Lage, denn wenn man auch Ahlströms wirkliches Verhältniß zu Alma noch nicht errieth, so war doch seine Liebe für dieselbe in der ganzen Stadt kein Geheimniß mehr. Wenn hierauf aber die Rede kam, so hieß es in der Regel: — „Unser liebenswürdiger Doctor ist freilich etwas lebhaft und leichtsinnig, aber, du lieber Gott, was für eine langweilige, häßliche Frau hat er auch! Einem Manne wie er, ist es ja unmöglich sich bei einer solchen Frau wohl

zu befinden; man muß ihn wegen dieser kleinen Untreue wirklich entschuldigen.

Wenn auch Ahlström um Alma's willen seine Pflichten gegen seine Gattin aus den Augen setzte, so vernachlässigte er deshalb keineswegs die, welche ihm sein Amt auferlegte; denn er war fortwährend in Geschicklichkeit und Fleiß ein musterhafter Arzt. Währenddeß brach ein bösartiges Nervenfieber in der Stadt aus und Ahlström schonte bei seinen unausgesetzten Krankenbesuchen seine eigne Gesundheit so wenig, daß er endlich dieser fast unglaublichen Anstrengung unterlag und selbst von derselben Krankheit ergriffen wurde, aus welcher er durch sein rastloses Bemühen manches Menschenleben gerettet.

Achtes Kapitel.

Das Krankenbett. — Die Pflegerin. — Rückfall.

Marie vergaß an dem Krankenbette ihres stets noch geliebten Gatten edelmüthig alle den Schmerz und das Unrecht, welches er ihr zugefügt hatte; sie vergaß den Schlaf, die Ruhe und die Bequemlichkeit, um ihn Tag und Nacht mit der größten Zärtlichkeit und Rastlosigkeit zu pflegen.

Alma weinte über ihres Geliebten Krankheit und war fast in Verzweiflung, ihn nicht mehr bei sich sehen zu können. Hätte es sich nur machen lassen, so würde sie ihn während seiner ganzen Krankheit (im Fall sie nicht allzu langwierig gewesen wäre) mit aller möglichen Zärtlichkeit und Sorgfalt gepflegt haben; jetzt aber konnte sie nichts für ihn thun, uud da es ein sehr langweiliger Zeitvertreib war, allein dazusitzen und sich zu betrüben, sah sie die Nothwendigkeit ein, sich nach irgend einer Zerstreuung umzusehen. Gleichwohl wollte sie nicht an den Gesellschaften und Lustbarkei=

ten der Stadt theilnehmen, denn theils erinnerte sie hier Alles, was sie umgab, grade an den Gegenstand, welchen sie vergessen wollte, nämlich an den kranken vermißten Geliebten, theils fürchtete sie den Eindruck, welchen ihre Theilnahme an diesen Vergnügungen auf ihn machen dürfte, wenn ihm bei seiner Genesung davon gesagt würde. Sie beschloß daher, nach einem Landgut zu reisen, auf welchem eine ihrer Freundinnen wohnte, und wo man ein sehr lustiges Leben führte.

Anfänglich merkte Ahlström kaum, was seine Gattin während seiner Krankheit für ihn that, denn er war fast besinnungslos und lag in beständigen Fieberphantasieen. Marie mußte während der letzteren alle Zeugen entfernen, denn des Kranken sinnlose Worte irrten meistentheils zu Alma, nach welcher er sich mit der größten Leidenschaft sehnte und die er häufig vor sich zu sehen glaubte und mit den süßesten, zärtlichsten Worten anredete. Marie fürchtete so sehr, daß das Verbrechen und die Schande ihres Gatten (denn für etwas Anderes konnte sie seine Liebe zu Alma nicht halten) bekannt werden würde und ließ daher nur einen alten Diener ihres Gatten in das Zimmer, welcher schon seit langen Jahren in seinen Diensten gestanden hatte und von dessen Treue und Verschwiegenheit sie überzeugt war. Ein älterer, sehr geschickter

Arzt besuchte seinen kranken Kollegen täglich; dieser war aber ziemlich taub und konnte daher nicht gut begreifen, was der Kranke phantasirte; und eben von diesem alten Arzt erfuhr Ahlström zuerst, wie große Dankbarkeit er seiner Gattin für die Pflege schuldig sei, welche sie ihm habe angedeihen lassen.

Eines Tages, als Ahlström sich schon weit besser befand und seine Besinnung völlig zurückgekehrt war, saß sein alter Amtsbruder an seinem Bette. Marie trat in das Krankenzimmer.

„Wie befinden Sie sich?" fragte der sonst ziemlich schroffe alte Mann in einem freundlichen und theilnehmenden Tone, als er Mariens leidendes Gesicht sah. „Gebe Gott, lieber Bruder," fuhr er fort, „daß Deine Frau nicht mit einer ernsten Krankheit ihre zärtliche, unermüdliche Pflege und Sorge für Dich entgelten muß; denn so viele Nachtwachen und Anstrengungen kann fast ein menschlicher Körper nicht ertragen."

„Gute Marie!" sagte Ahlström und drückte matt aber zärtlich die Hand seiner Gattin.

„Ja," fuhr der alte Doktor fort, „Du hast wirklich der Sorge Deiner Frau mehr als der meinigen für Deine Genesung zu danken; vielleicht auch ihren Gebeten für Deine Rettung, im Fall wir annehmen

können, daß solche Gebete etwas ausrichten. Ich überraschte sie einst, als sie sich unbemerkt glaubte, knieend und in Thränen; sie betete für Dich und ich konnte mich nicht enthalten zu glauben — das mag nun Irrthum, Aberglaube sein oder nicht — daß solche Gebete nicht unerhört bleiben können." — Nach diesen Worten erhob sich der alte Mann, nahm Abschied und ließ beide Gatten allein.

Ahlström war tief gerührt. Er faßte Mariens Hand und sprach: „Gute, treue Marie! Du also hast so liebevoll mich gepflegt und zu Gott gebetet, daß er mich Dir wiedergeben möge! Sprich, hast Du dies wirklich gethan?"

„Ich betete nicht zu Gott, daß er Dich mir wiederschenken möge — ach darum habe ich lange vergebens gebetet — mein Herz ist schon lange verlassen — ich habe für Dein Leben gebetet — für Dein, mir und unsern Kindern so theueres Leben, die wir Dich so innig lieben." —

Diese Worte drückten den Dolch der Reue tief in das Herz des untreuen Gatten. Schon vorher, sobald er nach seinem Fieberwahnsinn die Besinnung wieder gewonnen, hatte sich in ihm die Stimme seines Gewissens vorwurfsvoll geregt. Er hatte am Rande des Grabes gestanden, und nach einem solchen Zu-

stande hält man gern eine strenge Rechnung mit sich selbst. Er hatte bereut und beschlossen, seinen Fehler wieder gut zu machen.

Sobald er einigermaßen seine Kräfte wiedererlangt hatte, schrieb er an Alma; schonungsvoll und mit Zärtlichkeit sagte er ihr, daß ihm die Dankbarkeit, die Pflicht und seine Ehre geböten, seine Liebe und Glückseligkeit zu opfern und die Verbindung mit ihr abzubrechen, durch welche auch ihr zukünftiges Wohl verloren gehen könne. Für Ahlström war es leichter, diesen Brief zu schreiben, als es manchem Anderen in seiner Lage gewesen sein würde, denn sein Bewußtsein sagte ihm, daß er mehr der Verführte als der Verführer war und daß er also nicht eine Treulosigkeit durch eine andre fast eben so grausame und unverzeihliche wieder gut mache. Indeß trat, während er schrieb, Alma's Bild mit seiner ganzen unwiderstehlichen Zauberkraft vor seine Seele und zugleich mit dem süßen berauschenden Glück, welches ihm ihre Liebe verschaffte. Der Ton in seinem Briefe, welcher im Anfang so ruhig und ernst war, zeigte nach und nach Leidenschaft und Schmerz und verrieth dem schlauen erfahrenen Mädchen, daß sie ihn nicht für ewig verloren habe, sondern ihn, sobald sie nur wolle, in ihre Ketten zurückführen könne.

Ahlström hatte sich jetzt mit seiner Gattin versöhnt, und ohne eigentlich seine Treulosigkeit zu erkennen, oder sie deshalb um Verzeihung zu bitten, durch seine Zärtlichkeit und die achtungsvollste Aufmerksamkeit ihre aufrichtige Vergebung und Vergessen seiner Fehltritte erlangt. Marie war jetzt glücklicher, als nach den ersten Jahren ihrer Ehe. Vielleicht würde sie ihres Mannes Liebe ganz wieder gewonnen haben, wenn sie daran gedacht hätte, wie viel Gewalt seine Sinne über sein Herz besaßen, und sich ihm deshalb nicht nur als eine gute, sondern auch als eine liebenswürdige, einnehmende und unterhaltende Gattin gezeigt hätte. Unglücklicherweise aber fuhr sie fort, ihr Aeußeres zu vernachlässigen, da sie ein für alle Mal die Ueberzeugung zu haben glaubte, durch dies nicht gefallen zu können. Hierin hatte sie aber unrecht, denn sie war noch schön und hätte noch schöner sein können, wenn es ihr darum zu thun gewesen wäre und auch sie jene unschuldige Eitelkeit besessen hätte, welche einer Frau nie ganz fehlen darf.

Ahlström war jetzt fast vollkommen wiederhergestellt und fühlte sich sehr glücklich in seinem häuslichen Kreise; er konnte freilich nicht vergessen, daß er ein anderes, schöneres Glück genossen hatte; aber er besaß in diesem, was er in jenem vermißt hatte, näm-

lich den Frieden mit sich selbst, und dieser ist doch hienieden der größte Schatz des Menschen.

Da ereignete es sich plötzlich, daß die Pröpstin in eine schwere Krankheit verfiel und wenige Tage darauf starb. Dieser Todesfall schien gerade jetzt ein Beweis zu sein, daß die Mutter, ungeachtet ihrer warmen Liebe zu der einzigen Tochter, gleichsam dazu bestimmt war, wie im Leben, so auch nach dem Tode selbst nachtheilig auf Mariens Glück einzuwirken. Die letztere, welche ihre Mutter so innig liebte, wurde durch diese unerwartete Trauerbotschaft tief erschüttert und war genöthigt allein zu reisen, um bei dem Begräbniß der Mutter zugegen zu sein. Ihr Gatte war zwar wieder gesundet, aber zu matt, um seiner Frau folgen zu können und sich körperlichen Anstrengungen und dem Wechsel der Witterung auszusetzen.

Alma hatte noch Ahlström's Brief unbeantwortet gelassen und war bis jetzt auf dem Lande geblieben; nun aber glaubte sie, sei es an der Zeit, wieder von sich hören zu lassen. Sie schrieb ihm daher und gab als den einzigen Grund, weshalb sie seinen Brief nicht beantwortet habe, an, daß sie dies nicht eher habe thun wollen, aus Furcht, ihn zu beunruhigen, bevor sie sich von der Bestürzung und dem

Schmerz etwas erholt, welchen sein Brief ihr verursacht habe. Jetzt, schrieb sie, sei sie ruhiger, und so theuer er ihr auch sei, so liege ihr doch mehr an seinem Glück als an dem ihrigen; und da er glaube, dies Glück sicherer in den Ketten der Ehe, als in denen der Liebe zu finden, so wolle und dürfe sie nichts dawider einwenden. Sie betheuerte ihm, daß sie ihn zu sehr liebe, um ihn mit Vorwürfen quälen zu können, und daß sie zu stolz sei, sich zu beklagen, sie wolle aber die ganze Kraft ihrer Seele aufbieten, um zu vergessen und zu dulden, was ihr beschieden sei. Gerne, schrieb sie weiter, wolle sie sich aus seiner Nähe entfernen, aber sie sei eine Waise, welche in ihrem Oheim Werner ihre einzige Stütze hier auf Erden habe, und sein Haus also nicht verlassen könne. Ferner setzte sie noch einige Worte von der Umgebung und den Personen hinzu, welche sie jetzt täglich sehe, und verstand es meisterhaft, dadurch in Ahlström's Seele den Saamen der Eifersucht auszustreuen, und zugleich die Flamme seiner Liebe zu nähren, welche, wie sie sehr gut wußte, noch nicht erloschen war. Sie schloß ihren Brief mit einigen zärtlichen und schwermüthigen Worten und warmen Wünschen für die Zukunft ihres Geliebten.

Jedes Wort in diesem Briefe sollte, wie sie es berechnet hatte, tief in Ahlström's Herz dringen und

dort die heftigste Liebe und Sehnsucht erwecken. Ahlström las den Brief, drückte ihn an seine Lippen und rief schmerzlich: „O mein Gott! warum sollte ich diesem Engel nicht begegnen, als ich noch frei war und ihr mein ganzes Leben opfern konnte!"

Marie kehrte zurück. Sie bedauerte ihre Mutter tief, denn sie fühlte wohl, daß sie in ihr die zärtlichste und treueste Freundin verloren habe. Ahlström, der, wie wir wissen, seine Schwiegermutter nie hatte ausstehen können, fühlte nicht die geringste Sympathie für den Schmerz seiner Gattin, und ein Kummer, welchen er nicht theilen, billigen, auch nicht einmal begreifen konnte, wurde ihm beschwerlich und lästig, denn er glaubte, daß Marie die Hingeschiedene mit denselben Augen betrachten müsse wie er. Ahlström war jetzt wieder gesund und bedurfte eines angenehmern Zeitvertreibes in der Ausübung seiner Amtspflichten, als zu Hause zu sitzen und die Thränen seiner Frau zu trocknen, welche er ungerechterweise als unpassend und fast als beleidigend für sich selbst ansah.

Ahlström erschien jetzt wieder in seinen frühern Zirkeln; Marie aber konnte, weil sie trauerte, ihm nicht dahin folgen. Alma war noch bei ihrer Freundin auf dem Lande, obgleich der Herbst lange vorüber

war. Ahlström sehnte sich und fürchtete sich zugleich, sie wiederzusehen, und eben diese Sehnsucht machte ihm das Leben so freudenlos und leer. Eines Abends fand er sich etwas spät auf einem großen glänzenden Balle ein, und der erste Gegenstand, welcher hier seinen Augen begegnete, war Alma, die schöner als jemals und leicht wie eine Sylphide, mit einem jungen, hübschen Husarenoffizier im Walzer dahin schwebte. Ihre Wangen waren von einer frischen Röthe überzogen, ihr Blick glänzte und ein Lächeln spielte um ihre Lippen. Ahlström fühlte zugleich Schmerz und Verdruß, da sie ihm so glücklich erschien. Seine noch von der Krankheit etwas bleiche und leidende Gesichtsfarbe stach sehr gegen seine frühere männliche Frische ab, machte ihn aber fast noch interessanter. Alma grüßte ihn mit einer freundlichen, achtungsvollen Verneigung und es schien ihm, als wolle sie ihm nach Beendigung des Tanzes ausweichen. Ein mächtiger Magnet führte ihn aber dennoch in ihre Nachbarschaft und, wie er glaubte, von ihr ungesehn, stellte er sich hinter sie. Alma aber sah oder fühlte vielleicht, daß er bei ihr war.

Ahlström bemerkte jetzt etwas Gezwungenes, Fieberhaftes und Ueberspanntes in ihrer Fröhlichkeit, in ihrer Stimme und ihrem Lächeln und er hörte, wie sie zu einer neben ihr sitzenden Dame sagte: „Ach wenn

doch der Ball zu Ende wäre, ich bin schrecklich müde."

„Müde!" fragte diese verwundert. „Der Tanz pflegt Dich doch sonst nie zu ermüden?"

„Es ist nicht der Tanz, welcher mich müde macht, ich glaube, ich bin nicht wohl," sagte Alma und nachdem sie einige Augenblicke gedankenvoll und schweigend dagesessen, fügte sie hinzu, als wolle sie die Rede auf einen andern Gegenstand bringen: „Da wir eben von Müdigkeit sprechen, fällt es mir ein, daß doch die ermüdendste Anstrengung der Schauspieler haben muß, welcher, ohne wirklich zu leiden, andere Gefühle lügen muß, als die, welche sich in ihm regen."

„Ja, gewiß muß es schwer sein zu weinen, wenn man lachen möchte," sagte einer von den Herren, welche gewöhnlich um Alma bewundernd einen Kreis geschlossen hatten.

„Aber noch schwerer ist es lachen zu müssen, wenn man weinen möchte. Aber der Tanz beginnt, ich werde erwartet," sagte Alma und eilte fort.

Diese Worte thaten Ahlströms Herzen zugleich wohl und weh. Er sprach an diesem Abend nicht mit Alma, denn er fühlte nicht die Gewalt über seinen Blick und seine Stimme in sich; als sie aber einmal

nach einem schnellen Walzer ein Glas kühlenden Getränkes zu sich nehmen wollte, eilte er auf sie zu und wies, ohne ein Wort zu sagen, das Glas wieder zurück, welches man ihr bot. Alma sah mit einem dankbaren, thränenvollen Blick zu ihm auf.

Ein paar Tage darauf war bei dem Kaufmann Werner eine große Herrengesellschaft und auch Ahlström war dort. Alma schien hier etwas unruhig und traurig, so sehr sie sich auch bemühte fröhlich zu sein. Allen Versuchen ihres frühern Liebhabers sich ihr zu nähern wich sie sorgfältig aus. Nach dem Mittagsmahle entfernte sie sich und Ahlström fand sie endlich, ohne sich selbst zu gestehen, daß er sie suche, in einem abgelegenen Kabinet; sie saß an einem Nähtisch und hatte den Rücken gegen die Thür gewandt. Ihre weichen reichen Locken fielen nachlässig über den schönen Arm, auf welchen sie gedankenvoll den Kopf gestützt hatte. Ahlström sah, daß sie eine Thräne abtrocknete, welche auf den entblößten Arm gefallen war, und bei diesem Anblick waren seine edeln Vorsätze, seine Selbstbeherrschung und sein Pflichtgefühl verschwunden. Eben so schwach und hingerissen wie früher, schlich er zu ihr, schlang seinen Arm um ihren Leib und flüsterte: „Alma, woran denkst Du?"

Alma blickte zu ihm auf, und stieß einen halb

unterdrückten Laut der Ueberraschung aus. Sie heftete ihren Blick mild und vorwurfsvoll zugleich auf den Störer ihrer Ruhe und wiederholte langsam seine Frage: „Woran denkst Du?" Darauf nahm sie einen Augenblick ihre gedankenvolle Stellung wieder ein, ergriff ein Blatt Papier und einen Bleistift, welche auf dem Tisch lagen, schrieb und reichte ihm dann folgende Zeilen:

„Was ich denke? Hat nicht Antwort
Dafür Deine eigne Brust?
Weißt Du nicht, wie Schmerz sich paaret
In der Seele mit der Lust,
Wo Erinnerung erwachet
An die bald entflohne Zeit,
Deren Glück und deren Freuden
Man vermißt und auch bereut?
Weißt Du nicht, Wen der Gedanke
Freien Laufes schnell erreicht,
Nicht, wohin der stille Seufzer
Hoffnungsloser Liebe schleicht?
Weißt Du nicht, von Wem man träumet,
Wenn die Einsamkeit man preis't,
Alles um sich her vergessend?
Wenn Du Alles dies nicht weißt,
Geb' ich Antwort Deiner Frage,
Die Du, Ludwig, thatest mir:
Daß mit Wonne und mit Schmerzen
Mein Gedanke war bei Dir."

Von diesem Augenblick an hatte Alma wieder ihre ganze frühere Gewalt über ihres Geliebten Herz, dessen

Leidenschaft fast durch die Entsagung, welche er sich auferlegt hatte, noch heftiger geworden war. Alma sah aber wohl ein, daß sie jetzt ihre ganze Kraft aufbieten müsse, um ihn nicht allein zu bezaubern und glücklich zu machen, sondern auch seine innern Vorwürfe zu unterdrücken, welche ungeachtet seines Glücksrausches zuweilen in ihm mit ernsten, bittern Worten sprachen. Dies gelang ihr denn auch. Alles, was Liebe, Schönheit, Geist und Talente nur irgend Hinreißendes haben, das übte sie mit einer Zaubermacht auf ihn aus, welcher sein besseres Gefühl und seine Vorsätze das Feld räumten.

Marie erfuhr die abermalige Treulosigkeit ihres Gatten sehr bald und jetzt erregte diese in ihr nicht nur Schmerz und Bitterkeit, sondern auch die tiefste Verachtung für den schwachen, verbrecherischen Gatten. Sie begegnete ihm kalt, bitter, ja man kann sagen, mit einem pharisäischen Stolz, und zeigte ihm nie ein einziges freundliches Lächeln oder einen milden Blick.

Sie beobachtete in seiner Gegenwart ein verächtliches Schweigen oder machte auch die verletzendsten und unvorsichtigsten Anspielungen auf sein Verhältniß mit Alma und verläugnete überhaupt alle Schonung und Milde, denn sie hielt jetzt Ahlström nicht nur für treulos, sondern auch für mehr verbrecherisch, als er es wirklich war.

Ahlström ertrug lange geduldig die verächtliche Begegnung seiner Gattin, denn er erkannte, daß er diese verdiene, sie auf das Tiefste gekränkt habe und ihr Vertrauen, welches sie seiner Reue und seiner Rückkehr zu seinen heiligen Pflichten geschenkt hatte, betrüge. Er vergaß nicht so schnell, was sie ihm während seiner schweren Krankheit und auch später gewesen war. Endlich aber ermüdete sie seine Geduld; er war nicht mehr im Stande, ihr stolzes Wesen und ihre beleidigenden, beißenden Reden zu ertragen, denn man ist gewöhnlich für nichts reizbarer, als für Beleidigungen dieser Art, selbst, wenn man sich gestehen muß, daß man sie verdient, aber auch zugleich das Bewußtsein hat, ungeachtet seiner Fehltritte, in mancher andern Beziehung edel und achtungswerth zu sein. Eine vollkommne Unschuld oder ein wirklich verächtliches Wesen sind gegen Vorwürfe und Verachtung weit abgehärteter; einem edelgesinnten, aber irregeführten Wesen greifen sie tief in die Seele.

Mit jedem Tage nahm jetzt die Bitterkeit in dem Verhältniß der beiden Gatten mehr zu und bei Ahlström trat der Wunsch der Trennung immer deutlicher hervor. Mariens religiöse und moralische Begriffe machten ihr eine solche Auflösung einer heiligen und für die ganze Lebenszeit eingegangnen Verbindung zwar

sehr zuwider, doch hatte sie beschlossen, hierzu ihre Einwilligung zu geben, wenn er es wünsche.

Ahlströms Besuche bei Alma nahmen jetzt täglich zu. Er vergaß die Vorsichtigkeit, mit welcher er sich früher bei diesen Besuchen immer vor dem Urtheil der Welt gescheut hatte; und machte seine unerlaubte Liebe auf diese Weise völlig bekannt, was eine nachtheiligere Wirkung auf Alma's Ruf als auf den seinigen machte, denn eine solche Verirrung vergiebt man dem charakterfesten Manne weit lieber, als dem schwachen Weibe. Alma war gegen die Verachtung der Welt nicht gleichgiltig und grämte sich hierüber so, daß ihr Geliebter nicht selten ihre schönen Augen in Thränen schwimmen sah.

Weit entfernt, ihm wegen ihres Kummers Vorwürfe zu machen, schien Alma vielmehr diesen verbergen zu wollen und da ihr dies doch nicht immer möglich war, versicherte sie ihm zärtlich, daß sie ihre Liebe und ihr Glück nicht zu theuer erkauft zu haben glaube und es nie bereuen werde, ihn geliebt zu haben. Diese Hingebung, diese liebevolle Aufopferung schien dem Verblendeten so edel und rührend, daß sie sein Verlangen, ihr zugleich mit seinem Herzen auch dereinst seine Hand anbieten zu können, lebhaft aufregten.

Eines Tages traf es sich, daß Ahlström — was

jetzt sehr selten war — sich mit seiner Gattin eine kurze Zeit unter vier Augen befand, denn gewöhnlich wich er der höchst unangenehmen Verlegenheit sorgfältig aus, mit ihr allein zu sein. Es war kurz nach Mittag; die Kinder hatten sich entfernt, um zu spielen, und Ahlström war jetzt genöthigt seiner Frau Gesellschaft zu leisten, weil er seinem Bedienten den Schlüssel zu seiner Stube gegeben und dieser ihn zufällig verlegt hatte. Marie setzte sich an ihre Arbeit; Ahlström nahm ein Zeitungsblatt und begann zu lesen. Keins von ihnen sprach ein Wort.

Um endlich dies peinigende Schweigen zu brechen, las Ahlström einige Anzeigen von Todesfällen solcher Personen vor, welche sie kannten, und da er hierbei auch auf ein Ehepaar kam, welches in einem hohen Alter und nach einer fast sechzigjährigen Ehe fast zu gleicher Zeit gestorben war, athmete er zufälligerweise tiefer als gewöhnlich.

„Ich glaube, Du seufzest bei dem Gedanken, wie lange die drückenden Bande der Ehe auf dem Menschen lasten können,“ sagte Marie bitter; „aber tröste Dich, dies war gewiß eine glückliche Gattin, die so lange leben konnte; die Betrogene und Beleidigte wird wohl der Tod eher erlösen und dadurch dem treulosen, leichtsinnigen Gatten seine Freiheit wiedergeben. Dem

Ehebrecher bleibt die schöne Hoffnung, bald ein Witwer zu werden."

„Es gäbe wohl ein andres Mittel als den Tod, um verhaßte Bande zu zerreißen," sagte Ahlström halblaut mit zusammengebissenen Zähnen und aufgereizt dadurch, daß Marie nach ihrer Gewohnheit alle möglichen Gelegenheiten benutzte, ihn zu beleidigen.

„Darf ich mir eine Erklärung Deiner Worte ausbitten?" fragte Marie erbleichend — aber in kaltem, entschlossenem und stolzem Tone.

„Warum nicht! Meine Meinung ist die, daß, da unglücklicherweise die Herzen der Gatten getrennt sind, auch eigentlich die Ehe aufgelös't ist und daß es also zu nichts dient, die äußeren drückenden Bande zu behalten."

„Du bist frei, wenn Du es willst," antwortete Marie; „die Ansichten, welche ich von der Ehescheidung hege, würden Dir vielleicht lächerlich und vorurtheilsvoll erscheinen und ich würde nie selbst vorgeschlagen haben, was ich für sündig und entehrend halte; nichts desto weniger stimme ich gern in die Vorschläge ein, welche Du so eben machtest."

„Es bleibt uns aber doch eine Bedenklichkeit, die wir näher überlegen müssen," fuhr Ahlström fort, „unsre Kinder!" —

„Sie verlieren nichts, im Gegentheil sie gewinnen, wenn man sie des Vaters Beispiel entzieht, und als eine Bedingung, unter welcher ich meine Einwilligung zur Scheidung gebe, behalte ich mir vor, daß alle drei bei mir bleiben."

„Die Töchter, ja; das finde ich billig, aber der Sohn bedarf des Vaters Aufsicht."

„Gäbe Gott, daß er nicht schon von Dir gelernt hat, seine Pflichten und die Gebote der Sittlichkeit zu übertreten! Er ist alt genug, um einzusehen, was hier vorgeht."

„Marie!" — rief Ahlström heftig, aber sich besinnend setzte er hinzu: „ich will mich nicht erhitzen; wenn wir uns trennen, so magst Du Mathilde und Caroline behalten. Ludwig aber bleibt bei mir, denn dies ist eher vortheilhafter und Du wirst einsehen, daß Du ihm nicht die nothwendige Erziehung geben kannst."

„Ich sehe wohl ein, daß ich ihm keinen gelehrten Unterricht geben kann, werde aber über seine Moralität besser wachen; und in den Wissenschaften hast Du wohl ebenfalls weder Zeit noch Lust, ihn zu unterrichten."

„Nun gut," sagte Ahlström, „so mag Ludwig wählen, wem von uns er folgen will."

„Damit bin ich zufrieden, denn ich bin glücklicher und geliebter als Mutter, als ich es als Gattin bin.“

„Aber Marie,“ fuhr Ahlström fort, „es wäre mir doch lieb, wenn Du es erst genau überlegen wolltest, ehe wir einen so wichtigen Beschluß fassen. Ich wünsche nicht, daß Du Dich in einem Augenblicke des Verdrusses und der Unzufriedenheit zu irgend etwas verpflichtest, was Du vielleicht später bereuen könntest.“

„Bereuen?“ fragte Marie, — „o, ich habe nichts zu verlieren und liebte ich die Rache, so würde ich diese sicher finden, wenn Du frei von Deinen jetzigen Banden, andere mit Alma Lange knüpftest. Vor einer solchen Zukunft aber möge Dich Gott bewahren.“

„Sei um meine Zukunft nicht besorgt, liebe Frau!“ antwortete Ahlström ernst, — „wenn Dein Beschluß unwiderruflich ist, so ließe sich diese unangenehme Sache sehr schnell abmachen.“

„Je eher, je lieber, der Aufschub dient hier zu nichts, denn mein Entschluß ist unwiderruflich.“

Einige Tage darauf zog Marie mit ihren Kindern nach einem kleinen Hofe, welchen ihre Mutter nach dem Umzuge ihrer Tochter gekauft und den diese jetzt geerbt hatte. Bald darauf reichte sie mit ihrem Gatten ihr Gesuch um Ehescheidung ein.

Neuntes Kapitel.

Fruchtlose Warnungen des Freundes. — Ehescheidung.

Der Bürgermeister Welander lebte währenddeß glücklich und zufrieden. Er war nicht berühmt, wie sein von der Natur weit reicher ausgestatteter Jugendfreund, aber er war geachtet und geliebt von Allen, welche ihn näher kannten, und seine häusliche Glückseligkeit war fester begründet, während die des Doctor Ahlström unrettbar verloren ging.

Schon seit Beginn der unglücklichen Verbindung mit Alma Lange, hatte Ahlström den bisher regelmäßigen Briefwechsel abgebrochen. Er schämte sich vor seinem redlichen, gewissenhaften Freunde, von dessen Mißbilligung er überzeugt war, ließ seinen letzten Brief unbeantwortet und entzog sich aller Gemeinschaft mit einem strengen, gefürchteten Richter seiner Fehltritte.

Welander war wirklich betrübt und unruhig über diesen Kaltsinn seines Freundes und bei dem Gedanken, von ihm vergessen zu sein, dessen Zuneigung ihm

bisher in so hohem Grade gehört hatte; da er aber sehr weit von der Stadt entfernt wohnte, in welcher Ahlström angestellt war, so drang das Gerücht von den Verirrungen des Letzteren nicht eher zu seinen Ohren, als bis die Trennung zwischen beiden Gatten beschlossen war. Sobald er aber zuverlässige Nachricht von der Lage und der moralischen Gesunkenheit seines Freundes erhielt, machte er durch folgenden Brief einen Versuch, den Verblendeten, wenn möglich, auf den Weg der Pflicht und der Ehre zurückzuführen. Er schrieb ihm Folgendes:

Jugendfreund und Bruder!

Mit unbeschreiblichem Schmerz und großer Bestürzung habe ich von Deinem unglücklichen Verhältniß zu Deiner Frau, Deiner heftigen Neigung zu einem andern schönen, verführerischen Frauenzimmer und Deinem von einer beklagenswerthen Leidenschaft hervorgerufenen Entschluß gehört, Denen Deinen Schutz entziehen zu wollen, welche die heiligsten Rechte auf denselben besitzen. Du willst Deine Pflichten als Gatte und Vater vergessen, Bande brechen, welche einst die größte Seligkeit Deines Lebens waren, um andre zu knüpfen, in welchen Du nie Glück finden wirst, denn, glaube mir, Bruder, dies gedeiht nicht bei Selbstver-

achtung und Reue, und diese wirst Du früher oder später fühlen.

Es ist lange her, seitdem Du mir zum letzten Male geschrieben, und jetzt sehe ich nur zu gut den Grund Deines Schweigens ein: Du wolltest Dich, aus Furcht oder Unwillen über den strengeren Richter, welchen Du vermuthlich in mir ahntest, den wohlgemeinten Warnungen des Freundes entziehen, deren Du so sehr bedurftest. Aber keine Vorwürfe! Selbst wenn Du sie verdient hättest, habe ich nicht das Herz, Dich jetzt zu verletzen, wo Du gewiß viel leidest; denn so ganz verändert kannst Du Dich nicht haben, daß Du mit Gleichgiltigkeit Deine unglückliche Stellung zu den Deinigen betrachten solltest.

Nein, ich will Dir nichts vorwerfen, nicht einmal Deine sündige Liebe! Ich habe nicht das Recht zu verurtheilen, wo ich nicht die Größe der Versuchung und Deinen Kampf kenne, ehe Du von dieser besiegt wurdest. Nur der, welcher mit dem ganzen Feuer seiner Seele liebt, und ebenso geliebt wird, der für alles Schöne so empfänglich ist wie Du, in dessen Adern wie in den Deinigen ein Feuerstrom fließt; dem sich die verführerischsten Gelegenheiten darbieten, eine heftige Leidenschaft zu befriedigen,

und der doch aus diesem Fegefeuer der Prüfung rein hervorgeht, nur Der hat das Recht, den Stab über Dich zu brechen. Und doch glaube ich, daß auch ein Solcher Dich mehr beklagen als verachten würde, denn die wirkliche Seelenstärke, das edle, über alle menschliche Schwachheiten und Verirrungen erhabene Gemüth kennt nicht den selbstsüchtigen Uebermuth und die schonungslose Verachtung bei den Fehltritten seiner Mitmenschen, welche die nie geprüfte, vielleicht nur erheuchelte Unschuld so oft zeigt.

Ich war nie in einer Lage wie die Deinige. Mein Herz ist zärtlich und liebevoll, aber meine Sinne sind ruhig, fast kalt; ich bin nicht feurig und aufbrausend genug, um eine recht heftige, unwiderstehliche Neigung zu fühlen, — nicht liebenswürdig genug, um solche zu erwidern. Ein Vergleich zwischen uns ist also nicht möglich — ich darf und will Dich nicht verdammen.

Aber bitten will ich Dich, bitten mit der Inständigkeit der wärmsten, uneigennützigsten Freundschaft und mit deren Recht, jetzt, wo es noch Zeit ist, auf den Weg der Tugend und der Pflicht zurückzukehren; denn zu spät wirst Du es bereuen, ihn verlassen zu haben. Ahlström, was hat Deine seit

manchen Jahren so treue, liebevolle und geliebte Gattin, was haben Dir Deine unschuldigen Kinder gethan, daß Du sie verlassen willst? Man hat mir zwar gesagt, daß Marie freiwillig ihre Einstimmung zu der Ehescheidung gegeben, aber ich weiß, daß sie es nur mit blutendem Herzen gethan hat. Keine Gattin hat ihren Mann so innig und zärtlich geliebt, wie sie Dich. Marie ist ein edles Weib und sie war liebenswürdig, so lange als Deine Liebe ihrer Seele Licht und Wärme gab. Vielleicht ist sie es jetzt nicht mehr, aber dann bist Du daran schuld. Marie besitzt viel Stolz und Zartgefühl und setzt zugleich ein allzugroßes Mißtrauen in sich selbst; sie schlägt ihren eignen Werth zu gering an. Es ist leicht einzusehen, wie ein Gemüth wie das ihrige sich durch Kälte und Gleichgiltigkeit gekränkt und niedergeschlagen fühlen muß, so daß sie zur Eifersucht geneigt werden und ihr stolzes Bemühen, ihr Leiden zu verhehlen, ihr eine äußere Kälte geben und vielleicht wirklich ihr Gemüth erbittern muß; aber so scheint sie nur, ist es aber nicht wirklich. In der Tiefe ihres Herzens lebt noch die Liebe für Dich und auch die Zärtlichkeit und Verzeihung, wenn Du sie nur suchst. Kehre aus den Netzen der Verführerin zu ihr zurück, zu der tugendhaften und leiden-

den Gattin! Werde wieder ein zärtlicher und geachteter Vater Deiner Kinder! Noch ist es nicht zu spät, noch ist es Dir möglich, Alles gut zu machen. Du kannst noch den Deinigen Glück und Deiner eignen Brust Frieden und Ruhe für Deine alten Tage schenken; Du kannst Gottes Verzeihung und den Beifall der Welt gewinnen.

Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche die Ehe unter allen Verhältnissen für unauflöslich halten, aber ich glaube, daß man vor Allem ihre geheiligten Bande nicht brechen darf, wenn man von einer mächtigen verblendenden Leidenschaft beherrscht wird, denn unter ihrem Einfluß wissen wir nicht was wir thun. Ebenso wie ein in nüchternem Zustande friedlicher und achtungswerther Mensch, in einem zufälligen Rausche die gewaltsamsten, erniedrigendsten Handlungen begehen kann, ebenso verhält es sich mit Dem, welcher von dem Strudel der Leidenschaft ergriffen wird; dies ist ein Rausch der Seele, ein gefährlicher, Sinn- und Gedankenverwirrender, Unglückbringender Rausch, ein Wahnsinn, welcher uns unbewußt hinreißt. Zu verlangen, daß man in einem solchen leidenschaftlichen Zustande edel, besonnen und würdig handeln soll, das wäre eben so, als verlangte man, daß der Blinde sich vorsehen und

der Wahnsinnige einen klugen und besonnenen Gedanken fassen solle. Aber der Blinde muß einen Führer haben, gegen den Wahnsinnigen muß man Zwang anwenden, damit keiner von ihnen sich selbst schade; und in einem Falle wie dem Deinigen dürfte die Scheidung nie zugegeben werden, ohne eine lange Selbstprüfung und Bedenkzeit.

Soll ich zu Dir kommen, und der Vermittler zwischen Dir und Deiner Gattin sein? Ich wäre schon gereis't, ohne von Dir Deine Einwilligung zu verlangen, wenn ich es gekonnt hätte und während meiner Abwesenheit so schnell einen Stellvertreter hätte finden können. Jetzt habe ich um einen solchen angehalten und werde also schnell bei Dir sein können. Könnte ich dort etwas Gutes stiften! Möchte keine Scheu, kein Widerwille mich wieder zu sehen, Dich abhalten, meinen wohlgemeinten Vorschlag anzunehmen! Sei überzeugt; daß ich nicht schlechter von Dir denke, als ich mich gegen Dich äußere. Sündig ist Dein Betragen gewiß, aber nach dem, was man mir gesagt hat, war Deine Versuchung zu groß und Dein unverzeihlicher Fehler ist der, daß Du ihr nicht entflohst, ehe sie Dich überwunden. Dies ist ein Fehler, ein Vergehen, welches wir oft bei reich ausgestatteten Naturen sehen,

bei welchen ein solcher Fehler auch wieder dadurch entschuldigt werden kann, daß sie in andern Fällen fast Alles vermögen, was sie wollen und daher auch glauben, sich selbst überwinden zu können, wenn es bei ihnen Noth thue. Hierin aber ist der Geist oft schwächer als die bloße Vernunft; die Lebhaftigkeit der Phantasie und der Gefühle, welche nie von dem Geist zu trennen sind, veranlassen einen Rausch und eine Verwirrung, welchen der prosaische Alltagsmensch nicht in demselben Grade ausgesetzt ist, der aber gerade deshalb um so glücklicher ist. Ich schließe meinen Brief und hege fast die sichere Hoffnung, daß Du der Stimme des Gewissens, der Ehre und der Pflicht gehorchen wirst, welcher die Freundschaft Dein Herz und Deine Vernunft zu öffnen versuchte. Du konntest fehlen — und welcher Sterbliche kann dies nicht; aber Du mußt Dich von Deinem Fall wieder aufrichten, Dein besseres inneres Gefühl schlummert, es ist aber nicht todt. — In unveränderter Freundschaft

Dein Welander.

Der Brief machte zwar auf Ahlström einen sehr tiefen Eindruck, aber leider war er nur vorübergehend und änderte nicht seinen Entschluß, sich von seiner Gattin zu trennen. Er war bereits so weit von dem

Strom der Leidenschaft fortgerissen, daß die Rettung schon unmöglich war. Gleichwohl ließ er den Brief seines Freundes nicht unbeantwortet, sondern erklärte ihm vielmehr, seine Freundschaft und sein Wohlwollen anerkennend und ihm dafür innig dankend, daß ein Zurücktreten in sein früheres Verhältniß mit Marie jetzt unmöglich sei und daß das Einzige, was für sie Beide noch zum Wohl gereichen könne, eine Auflösung ihrer drückenden Verbindung sei.

Ferner schilderte er ihm mit Leidenschaft Alma's Schönheit, ihre Reize und die Glückseligkeit, welche er in ihrem völligen, ungestörten Besitz genießen werde, er schilderte ihm das warme, lebhafte Gefühl, mit welchem auch er von ihr geliebt sei. Daß er von Marie ebenfalls zärtlich geliebt gewesen sei, läugnete er nicht, aber: „sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte," sagte Goethe in Wilhelm Meister und sieht dadurch Lothario's Untreue gegen Aurelie, welche ihr das Leben kostete, für hinreichend entschuldigt an. So ungefähr äußerte sich Ahlström in seinem Briefe, um zu beweisen, daß es Mariens Fehler und nicht der seinige gewesen sei. Auf dieselbe Weise hat schon mancher flüchtige und leichtsinnige Gatte seine Treulosigkeit bemäntelt. Indessen sind die oben angeführten Worte Goethe's für Alles, was Weib heißt, sehr wichtig, denn man

muß zugeben, daß, wenn es ein Fehler, es doch wenigstens nicht ein Fehler ist, an dem man selbst Schuld ist, nämlich nicht liebenswürdig zu sein, wenn man liebt, und daß dies gleichwohl ein Unglück des Weibes ist, welchem es, so weit es in seinen Kräften steht, vorzubeugen sich bemühen muß, im Falle sie die Liebe des Geliebten sich sichern will.

Welander begnügte sich indeß nicht mit diesem einzigen Versuch, seinen Freund auf den rechten Weg zurückzuführen, er schrieb zu wiederholten Malen an ihn, aber eben so fruchtlos, und mußte endlich zu seinem bittern Schmerz ihn seinem rächenden Schicksal überlassen.

Wenn beide Gatten die Scheidung gleich sehr wünschen, so ist es möglich, den mit einer solchen Handlung gewöhnlich verbundenen Unannehmlichkeiten und Zögerungen auszuweichen. Ahlströms und Mariens Trennung wurde daher gehörigen Ortes schnell abgemacht und Beide waren frei. Ahlström setzte zur Unterhaltung seiner Gattin und seiner Kinder eine so bedeutende jährliche Summe aus, daß er für sich selbst nur sein in der Stadt belegenes Wohnhaus und die Einkünfte seiner ärztlichen Praxis behielt, welche freilich sehr einträglich war und für sich und seine neue Familie völlig hinreichte. Marie beschäftigte sich mit

diesen unangenehmen Anordnungen durchaus nicht, erklärte sich einstweilen mit Allem zufrieden und verbrachte diese Zeit in einer Art gedanken- und gefühlloser Betäubung, welche sie fast hinderte, die ganze Größe ihres eigenen und ihrer Kinder Unglück zu fühlen.

Als der Scheidebrief ausgefertigt, war Ahlström zweifelhaft, ob er schriftlich oder mündlich seiner verlassenen Gattin das letzte Lebewohl sagen sollte. Scham und innere Vorwürfe darüber, daß er seine Pflichten verletzt hatte, machten zwar ein Zusammentreffen mit ihr eben so peinigend wie schmerzlich; aber es gab noch Manches zwischen ihnen abzumachen, welches besser mündlich geschehen konnte, und vor Allem lag noch die Frage vor, ob ihr Sohn Ludwig bei der Mutter bleiben oder nach seinem Wunsche dem Vater folgen solle. Dies Letztere bestimmte ihn denn auch, Marie noch einmal wieder zu sehen.

Ahlström hoffte, daß Marie ihn kalt empfangen und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufen würde, und zugleich, daß sie durch dies Betragen seinem Wunsch, stets von ihr getrennt zu leben, eine Entschuldigung geben werde.

O, wie tief ist man gesunken, wenn man wünscht, daß der, welcher früher der Gegenstand unsrer innig-

sten Zärtlichkeit und Hochachtung gewesen, sich seinerseits durch irgend einen Fehler eben so tief erniedrigen werde, wie man selbst; und das Gefühl einer solchen Erniedrigung ist eine Hölle auf Erden.

Je näher Ahlström Mariens jetziger Wohnung kam, desto dunkler wurde sein Gemüth, desto ängstlicher klopfte sein Herz. Es war ihm, als ginge er einer qualvollen, schimpflichen Strafe entgegen, und fast war er entschlossen, umzukehren. Die Nothwendigkeit und vielleicht auch ein letzter Funke von Zuneigung nöthigten ihn indeß, seinen Weg fortzusetzen; überdies hatte er ja auch Marie schon durch einige schriftliche Worte auf seine Ankunft vorbereitet.

Marie befand sich in einem Zimmer nach dem Garten zu und hörte ihn daher nicht eher kommen, als bis er eintrat. Er fand sie an einem Tische sitzend, vor sich eine aufgeschlagene Bibel und mit über dem Buch gefalteten Händen in dem neuen Testament lesend. Sie war allein; keines von den Kindern war zugegen. Es war ein rührender Anblick, das arme Weib mit ihrem bleichen, leidenden, geduldigen Antlitz zu sehen, wie sie in der heiligen Schrift Stärke und Trost suchte. Ahlströms Herz war tief erschüttert, als er sich ihr langsam näherte. Früher würde Marie nach einer so langen Abwesenheit in seine Arme geflogen

sein und ihn mit Küssen überhäuft haben; jetzt aber reichte sie ihm nicht einmal die Hand. Sie erhob sich, erbleichte noch mehr, grüßte ihn fast fremd, aber nicht unfreundlich und wies ihm mit der Hand einen Platz im Sopha an, während sie selbst sich nicht weit davon auf einen Stuhl setzte.

Um das peinliche Schweigen zu brechen, fragte Ahlström nach den Kindern, ob sie sich wohl befänden und wo sie seien, da er keines von ihnen sähe.

Marie antwortete, daß sie alle gesund seien und draußen in einem nahe belegenen Park spielten. Sie setzte hinzu, daß sie dieselben holen lassen wolle, wenn er sie zu sehen wünsche.

„Nein, noch nicht," sagte Ahlström; „es ist besser, wenn wir einige Augenblicke ungestört sind, da wir manche traurige Gegenstände zu verhandeln haben. Laß uns damit beginnen, uns über Ludwigs Aufenthaltsort zu vereinigen. Ich habe näher über die Sache nachgedacht und finde, daß es zu hart wäre, Dich seiner zu berauben, da Du es so sehr wünschest, ihn bei Dir zu behalten."

„Dies wäre mir zwar ein großer Trost, aber auch ich habe darüber nachgedacht und sehe jetzt ein, daß ich meinen innigen Wunsch Ludwigs Wohle opfern muß, im Fall er unter seines Vaters Aufsicht besser aufgeho=

ben ist.“ — Wie man sieht, war zwischen den beiden Geschiedenen jetzt alle Bitterkeit vergessen.

„Wir wollen daher bei unserm Uebereinkommen bleiben, den Knaben selbst wählen zu lassen und seine Wahl für einen Fingerzeig Gottes ansehen. Jetzt aber zu etwas Anderm, was mir noch mehr am Herzen liegt: welchen Wohnort wirst Du Dir für die Zukunft wählen? Hier wirst Du wohl nicht lange bleiben?“

„Für mich selbst finde ich diese Wohnung passender als eine andere, aber um der Kinder willen muß ich eine andere wählen, wo ich besser für ihre Erziehung sorgen kann. Unglücklicherweise habe ich keine Talente, welche ich meinen Töchtern selbst mittheilen könnte, und für sie eine Gouvernante anzunehmen, das wäre wohl unmöglich, da sich vermuthlich keine solche in meinem einsamen, traurigen Hause wohl befinden würde. Ich habe daher schon daran gedacht nach S — zu ziehen, wo Welander wohnt, und mich auch deshalb schon mit ihm in Briefwechsel gesetzt. Wie er mir schreibt, ist dort eine sehr gute Mädchenschule, und an der Stadtschule und dem Gymnasium sollen ausgezeichnete Lehrer angestellt sein, was für Ludwig, im Fall er bei mir bleiben will, ein großer Vortheil ist.“

„Darin hast Du Recht," sagte Ahlström, „aber sollten diese Vortheile nicht näher zu finden sein? S— liegt so weit von hier entfernt."

„Dennoch halte ich es für das Beste, dorthin zu ziehen. Welander ist der nächste Verwandte, welchen ich noch besitze; er ist ein Ehrenmann, der mir gewiß Stütze und Rathgeber sein wird, deren ich jetzt so sehr bedarf."

„Darf ich denn dies nicht sein, gute Marie? — Du glaubst doch nicht, daß ich je für Dein Wohl gleichgiltig sein könnte? Oder vielleicht verabscheust und verachtest Du mich zu sehr, um bei mir Rath und Stütze suchen zu wollen?"

„Davon bin ich weit entfernt! Wie sehr Du an meinem und der Kinder Wohl Theil nimmst, hast Du durch die allzugroße Freigebigkeit bewiesen, mit welcher Du für unsere Bedürfnisse gesorgt hast; aber alle Gemeinschaft muß jetzt unter uns aufhören; sie wäre sehr peinigend und auch nicht passend, da Du vermuthlich bald eine neue eheliche Verbindung eingehen wirst."

„Du strafst mich bitter, Marie! Soll ich Dich also nie — nie wiedersehen?"

„Wir werden einander wiedersehen, aber nicht hier auf Erden," antwortete Marie. „Es heißt, daß

die Zeit selbst die schmerzendste Wunde zu heilen vermag, und auch ich muß hieran glauben; dann aber muß man Allem ausweichen, was sie wieder aufreißen könnte, und Dein Anblick würde stets für lange Zeit die Ruhe zerstören, welche ich mir vielleicht mühsam zu erkämpfen vermag. Nein, ich könnte es nicht ertragen Dich zu sehen, wenn Du mit einer Andern verbunden, — Vater andrer Kinder bist, als der Meinigen. Ich beschwöre Dich, ich fordere von Dir das Versprechen, mir eine solche Qual zu ersparen."

„Dein Wunsch muß mir Gesetz sein, arme Marie!" antwortete Ahlström. „So viel Böses habe ich Dir gethan! Jetzt erkenne ich es, daß ich es mir nie werde verzeihen können. Aber ich will Dir wenigstens die Qual ersparen, mich wiederzusehen."

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Ludwig eilte mit seinen Schwestern auf den geliebten Vater zu, von dessen Ankunft sie jetzt eben erst unterrichtet worden waren. Ahlström war stets ein guter Vater gewesen, wenn auch in der letzten Zeit nicht mehr in dem Grade, wie früher, wo er noch nicht die unglückselige Bekanntschaft mit Alma gemacht hatte. Jetzt schloß er die Kinder zärtlich in seine Arme und war schmerzlich und heftig bei ihrem Anblick aufgeregt.

„Jetzt bleibst Du wohl bei uns, Papa?" fragte

eins von den kleinen Mädchen, indem sie auf seinen Schooß kletterte und den kleinen Arm um seine Schultern legte.

Ahlström vermochte nicht zu antworten. Marie hatte Mitleiden mit ihm und antwortete den Kindern an seiner Stelle, daß ihr Vater genöthigt sei, für eine längere Zeit fortzureisen.

Die Kinder bedauerten dies, Ludwig aber betrachtete seinen Vater mit einem düstern, mißtrauischen Blick. Darauf nahm Marie ihre Töchter bei der Hand und ging mit ihnen hinaus, indem sie ihnen sagte, daß der Vater mit Ludwig allein zu sprechen habe. Indem sie das Zimmer verließ, flüsterte sie Ahlström im Vorübergehen mit fast tonloser Stimme in's Ohr: „Sprich jetzt mit Ludwig — und dann, um Gottes willen, verlaß uns schnell. Diese schreckliche Qual darf nicht unnöthig verlängert werden!"

Als der Doctor mit seinem Sohne allein war, zog er ihn zu sich und sprach mit sichtbarer Anstrengung: „Deinen jüngern Schwestern sagen wir, daß ich verreise, Dir aber, Ludwig, der Du älter und vernünftiger bist, können wir das wahre Verhältniß eröffnen. Deine Mutter und ich sind für immer getrennt und Du mußt wählen, bei wem von uns Du bleiben willst; natürlich darfst Du den von uns, bei welchem Du nicht bleiben

willst, dann und wann besuchen, Du bist noch zu jung, um die dringenden Umstände einsehen zu können, welche uns zu diesem traurigen und uns Beiden so schweren Entschluß vermochten, und deshalb kann ich sie Dir nicht mittheilen."

„Papa, versprichst Du mir eine einzige Frage zu beantworten?" fragte der Knabe.

„Gern, mein Sohn; sag' frei heraus, was Du willst."

„Ich muß Dir sagen, Vater, daß mir in der Stadt meine Schulkameraden und auch Andere gesagt haben, daß Du Mama verlassen willst, weil Du in Mamsell Lange verliebt seiest. Ich wollte vor Wuth bersten, als ich das hörte, und dem Ersten, der mir das sagte, gab ich einen Schlag, daß er zu Boden fiel, darauf meinten aber Alle, daß es wahr sei, und daß die ganze Welt es wisse. Nun dachte ich, daß es Mutter doch auch wohl wissen müsse, sprang weinend nach Hause und fragte sie. Mama weinte auch, meinte aber, daß es unwahr sei und ich weder daran denken, noch böse von meinem Vater sprechen dürfe. Sag' mir jetzt, was ich denken soll?"

Ahlström verbarg sein von Schaam purpurrothes Gesicht im Schnupftuche, und anstatt ihm zu antwor-

ten, fragte er: „warum willst Du das gerade jetzt wissen?"

„Ja, Vater, ich habe es von den Leuten hier auch gehört und auch sie sagen, daß Du Dich mit Mamsell Lange jetzt verheirathen willst. Ich weiß nicht, wie Du daran denken und die arme Mama verlassen willst, das ist doch wohl rein unmöglich. — Antworte mir, lieber Papa!"

„Denke Dir, daß die Leute die Unwahrheit sagen. — Welchen Beschluß willst Du also fassen, Ludwig?"

„Dann gehe ich mit Dir, Papa, denn die Schwestern bleiben ja bei der Mutter."

„Wenn ich mich nun aber wirklich mit Mamsell Lange verheirathete, was thust Du dann, Ludwig?"

„Dann bleibe ich bei meiner Mutter! — die arme, arme Mama!" sagte Ludwig entschlossen und warf einen schmerzlichen und zugleich verächtlichen bittern Blick auf den Vater.

Marie kam wieder in's Zimmer. — „Ludwig hat beschlossen bei seiner Mutter zu bleiben," sagte er mit halberstickter Stimme.

„Ja, Mama, ich verlasse Dich nie, nie!" rief der Knabe, und warf sich in die Arme seiner Mutter, welche innerlich Gott dankte, daß er ihr diesen

Kummer erspare, zugleich mit dem Gatten auch den Sohn zu verlieren.

Jetzt war zwischen Ahlström und Marie abgemacht, was sie mit einander zu verhandeln hatten, und Beide sahen ein, daß sie schnell sich ein letztes Lebewohl sagen mußten. Erbleichend stand der unglückliche Ahlström auf und näherte sich seiner einst so geliebten Gattin, von welcher er sich jetzt für immer trennen sollte. Erst jetzt fühlte er, wie theuer sie ihm noch war. — „Ein versöhnendes, verzeihendes Wort, ehe wir scheiden, Marie!" stammelte er kaum hörbar. „O, ich bedarf dessen wohl! Großer Gott, welche tiefe Qualen zerreißen in diesem Augenblicke mein Herz!"

Wenn es Marie das Leben gekostet hätte, so wäre es ihr nicht möglich gewesen, ein Wort zu sagen, sie nahm seine Hand und preßte sie krampfhaft in der ihrigen. Ahlström schloß sie heftig in seine Arme, drückte mit zitternden Lippen einen langen Kuß auf die ihrigen, stieß einen Schmerzensruf aus und stürzte aus dem Zimmer.

Marie weinte nicht, noch wurde sie ohnmächtig; aber bleich und starr wie eine Todte, sank sie bewußtlos auf das Sopha zurück.

Zehntes Kapitel.

Die geschiedene Gattin.

Lange lag Marie stumm und leblos da; sie athmete nur mit Mühe, und nicht eine einzige Thräne machte ihrer von Schmerz zusammengepreßten Brust Luft. Erst als sie gedankenlos im Zimmer umherstarrte, und ein Taschentuch und ein Portefeuille entdeckte, welches Ahlström vergessen hatte, erfaßte sie diese Gegenstände mit zitternden Händen, und Thränen entströmten wohlthuend ihren Augen. Darauf fiel sie auf ihre Kniee und bat Gott inbrünstig, er möge ihren Kindern ein Vater sein und ihr Kraft und Muth schenken, für sie zu leben und ihre jetzt doppelten Pflichten gegen sie erfüllen zu können, da sie nun ganz allein ihrer Aufsicht anvertraut seien.

Die beiden kleinen Mädchen waren über des Vaters schnelle Abreise betrübt und verwundert, aber noch zu sehr Kinder, um lange daran denken zu können; anders war es mit Ludwig; er war schweigsam und düster, weinte abwechselnd vor Traurigkeit,

und ballte seine kleinen Hände vor Verdruß und Rachsucht, wenn er an Mamsell Lange dachte; denn eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß sie an allem Unheil schuld sei. Aber auch er nahm bald seine Fröhlichkeit wieder an, denn außer einigen glänzenden Eigenschaften des Vaters hatte er auch dessen Leichtsinn geerbt.

Welander hatte sich selbst das heilige Versprechen gegeben, für Madam Borén (diesen Namen hatte Marie jetzt angenommen) und für deren Kinder ein brüderlicher und väterlicher Freund zu sein; er wollte es nicht, daß Marie die lange Reise bei ihrem Umzuge nach S. ohne einen männlichen Beschützer machen solle, und reis'te daher selbst ab, um die von ihrem natürlichen Beschützer verlassene Familie zu holen. Er hatte sich weislich aller Anordnungen für sie enthalten und ihr nicht einmal eine passende Wohnung ausgesucht, denn er hoffte, daß diese Beschäftigung und die Wirksamkeit, in welche Marie dann gleich bei ihrer Ankunft treten werde, für die Unglückliche eine wohlthuende Zerstreuung sein würde. Wirklich dachte sie weniger an ihre Leiden, da durch diese Geschäfte ihre Gedanken von denselben abgezogen wurden. Als sie aber ihre eigne Haushaltung geordnet hatte und Ludwig mit seiner ältesten Schwester bereits zur Schule

ging, sie sich also den größten Theil des Tages mit ihrer jüngsten kleinen Tochter allein befand, welche sie ebenfalls nicht sehr beschäftigen konnte, und sich bei ihrer jungen fröhlichen Wärterin weit wohler befand als bei ihrer traurigen stillen Mutter, da versank Marie in eine tiefe Niedergeschlagenheit und eine Gleichgiltigkeit für Alles, was sie umgab, und diese ist noch schlimmer, als die Verzweiflung selbst. Ein solcher Kummer, welcher nicht mehr klagt, nicht mehr weint, fürchtet oder hofft, welcher die Seele nicht erschüttert, aber sie darniederdrückt und sie ihrer Kraft und ihres Muthes beraubt — ein solcher Zustand ist schrecklich. Von der Stunde an, wo man nichts mehr von dem Leben erwartet, keinen Gegenstand mehr für seine Gedanken findet, keinen Lichtpunkt für die Hoffnung, in deren Arme man aus der unerträglichen Last der Gegenwart entfliehen kann, von dieser Stunde an gleicht man einem lebendig Begrabenen.

Einen Trost in ihren Leiden besaß Marie aber dennoch, und zwar die Ueberzeugung, daß sie dies nicht verdient habe und sie selbst nicht an ihrem Unglück schuld sei! Aber auch diesen Balsam, dieses schöne, stolze Bewußtsein sollte sie verlieren, als sich etwas ereignete, was sie leicht klarer ihre frühere Lage und ihr Benehmen in derselben überschauen ließ und sie

zu der schmerzlichen Erkenntniß zwang, daß es wohl zu einem großen Theile auf ihr beruht hätte, sich selbst und ihren Kindern eine frohere und glücklichere Zukunft zu verschaffen, als diejenige, welche jetzt ihrer wartete.

Marie lebte sehr eingezogen und besuchte außer Welander und dessen Frau, an der sie eine sehr treue Freundin fand, nur den Prediger der Stadt, und auch diesen nur sehr selten. Einmal indeß sah sie sich doch gezwungen, die Einförmigkeit ihres Lebens zu unterbrechen, und um ihrer jüngsten Tochter willen, die sehr schwach und kränklich war, eine Reise nach einem bekannten Gesundbrunnen zu machen. Doch auch hier lebte sie eben so eingezogen, scheute alle Gesellschaften und machte wenig Bekanntschaften.

Unter den Letztern befand sich auch ein achtungswerther Geistlicher, welcher mit seinem menschenfreundlichen Herzen an dem Schicksal aller Unglücklichen Theil nahm und da er, obgleich Mariens frühere Lebensereignisse ihm ganz unbekannt waren, doch von ihrem leidenden Aussehen gerührt wurde, so suchte er ihre Bekanntschaft, und drang sich ihr gleichsam auf. Für Marie wurde der Umgang mit diesem vortrefflichen Manne bald so angenehm wie trostreich. Er hielt sie für eine Witwe, und manche von den Wor-

ten, welche er zu ihr sprach, und mit denen er sie aufzumuntern suchte und ihr den Glauben als den einzigen Trost zeigte, waren ganz passend für ihre wirkliche Lage, und sie schloß sich daher nach einer kurzen Zeit mit Vertrauen an diesen neuen wohlmeinenden Freund an.

Seine Versuche, Marie in die übrige Brunnengesellschaft einzuführen, scheiterten an ihrem festen Widerwillen gegen alle Vergnügungen und Zerstreuungen; zuweilen aber machte sie mit dem Geistlichen doch einen kleinen Spaziergang und traf auf demselben mit den übrigen Brunnengästen zusammen. Unter diesen war eine Familie, welche ihr Interesse und ihre Neugier erregte.

Diese Familie bestand nämlich aus einem sechzigjährigen, aber noch raschen und kräftigen Greise mit einem vornehmen, interessanten Aeußern, ferner aus dessen Frau, welche, wie es schien, etwas über fünfzig Jahr alt war und auf deren schönen Gesichtszügen ein Ausdruck von innerem Frieden ruhte, welcher diesen einen ganz eignen Reiz gab. Bei ihnen befanden sich mehre Söhne und Töchter von verschiedenem Alter, die, wie es schien, solcher Eltern ganz würdig waren. Einer von den Söhnen und eine Tochter waren bereits verheirathet und hatten sehr hübsche Kinder bei sich;

kurz alle diese bildeten zusammen ein schönes Familiengemälde.

Was Mariens Aufmerksamkeit am Meisten fesselte, war die Liebe und Hochachtung, ja man konnte fast sagen, die Verehrung, mit welcher die ganze Familie, vom Enkel bis zu dem verheiratheten Sohne, an der vorhin genannten interessanten Dame hing. Marie sah diese für das glücklichste Weib auf Erden an und fragte eines Tages den alten Prediger, ob er den Namen dieser Familie kenne.

Dieser antwortete ihr, daß er nicht nur die Namen, sondern auch die Personen sehr nahe kenne, daß er Prediger in der Gemeinde sei, in welcher der Freiherr von Bernkow wohne, und daß er mit ihm und seinem Hause in einem vieljährigen freundschaftlichen, ja vertraulichen Verhältniß gelebt habe. — „Alle diese," fügte er hinzu, „sind eben so edle wie glückliche Menschen und besonders ist die Freiherrin eine achtungswerthe Dame." Marie äußerte, daß es ihr Freude machen würde, zu hören, wie sich diese Frau um die häusliche Glückseligkeit, welche sie in so reichlichem Maaße zu genießen schien, verdient gemacht habe.

„Sie verdient dies um so mehr," antwortete der Geistliche, „als dieselbe ganz ihr eignes Werk ist".

Da Marie ihn um eine nähere Erklärung seiner

Worte bat, war er sogleich bereit ihr dieselbe zu geben, und erzählte ihr jetzt ausführlich die Ereignisse während der Ehe der Frau von Bernkow. Wir wollen dieselbe hier im Auszuge mittheilen.

Der Baron Bernkow wurde mehr durch den Wunsch seiner Familie und andere äußere Umstände, als durch den freien Wunsch seines Herzens dazu vermocht, die Hand des liebenswürdigen jungen Mädchens zu begehren, welches später seine Gattin wurde; aber da sie so schön war und die edelsten Eigenschaften besaß, erwarb sich dieselbe bald seine ganze Liebe und lebte mit ihm mehre Jahre hindurch vollkommen glücklich. Die Baronin liebte ihren Gatten mit einer Zärtlichkeit, welche fast an Abgötterei grenzte, und sie hatte durchaus keine Ursache zu befürchten, daß auch er ihre Liebe nicht gleich feurig und hingebend erwiedere, bis unglücklicherweise ihr Gatte die Bekanntschaft einer andern, reizenden, aber leichtsinnigen und gefallsüchtigen Frau machte und sich gleichfalls in ihre Ketten schließen ließ. Die Ueberzeugung von seiner Untreue war ein fürchterlicher Schlag für die tugendhafte, liebevolle Gattin, aber mit einer edlen Selbstbeherrschung verbarg sie ihr Leiden und beklagte sich gegen Niemand. Sie hatte Alles versucht, was milde Warnungen, zärtliche Bitten, Liebe, Vernunft und ein

gesteigertes Bemühen, ihrem Gatten zu gefallen, vermochten, um ihn wieder zu sich auf den Weg der Pflicht zurückzuführen; aber Alles war vergebens gewesen. Ihr jetziges Betragen und ihre Handlungsweise war wirklich bewundernswerth und läßt sich am Besten durch zwei Briefe an ihre einzige Schwester und Vertraute schildern, welche Bernkow später las und die er seinem Freunde und Seelsorger mittheilte, dieser wiederum sich abgeschrieben hatte und also Marie vorlesen konnte. Der erste lautete folgendermaßen:

„Hätte nicht das Gerücht Dir die unglückliche Leidenschaft, von welcher Bernkow beherrscht wird und die Verirrungen, welche Folge derselben sind, entdeckt, so würde ich Dir dieselben nie mitgetheilt haben. Du weinst über mich, Emilie, und Du darfst wohl über einen Schmerz wie den meinigen Thränen vergießen. Es scheint mir, als schwelle und wachse mein Herz unaufhörlich und sprenge endlich meine Brust. Ach, eine Liebe wie die meinige verbergen zu müssen, sie verrathen und verachtet zu sehen, das ist grausam; aber ich will Bernkow nicht anklagen, denn er ist seiner selbst nicht mächtig und ich kann wohl sagen: „Vater vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut."

Du sprichst, daß mich die Oeffentlichkeit, mit

welcher Bernkow seiner sündigen Liebe nachgeht, zur Scheidung ermahne, und wäre ich kinderlos, glaubte ich, daß er in einer andern Verbindung glücklicher werden würde, als mit mir, so würde ich nicht zögern, ihm seine Freiheit wieder zu geben, — nicht meinetwegen, sondern um seiner selbst willen. Aber ich bin Mutter und werde durch einen solchen Schritt nie meine Kinder ihres Vaters oder einer Heimath berauben, auf der die öffentliche Schande ruht. Ich werde nie in einer Aufwallung von gerechtem Verdruß vergessen, was ich ihnen und auch ihrem Vater schuldig bin. Ja, auch was ich Bernkow bin! Es kommt eine Zeit, wo er zu mir zurückkehren und in meinem Herzen Zuflucht suchen wird, und diese soll er auch bei mir finden.

Emilie, was wäre eine Liebe, welche nicht verzeihen, nie einen Fehltritt vergeben, nie versöhnt werden könnte? Gewiß wäre sie eine Schwester des Hasses und eben so grausam und selbstisch wie er. Bernkow hat schwer gegen mich gesündigt, aber er ist sonst ein edler Mann, und so sehr ich auch durch seine Schuld leide, so ertrage ich doch meine jetzige Lage lieber als wenn ich mit einem Gatten vereinigt wäre, welcher mir zwar treu, aber in anderen Beziehungen verächtlich wäre. Kein Sterblicher ist

von Fehlern und Schwachheiten frei und Bernkow nur in eine große Versuchung gefallen. Das Weib, welches mir sein Herz raubte, ist tausend Mal schöner und liebenswürdiger als ich, und Jedermann muß ihr den Vorzug geben: aber an Herz und Seele bin ich über sie erhaben, das fühl' ich, und auch Bernkow wird dies dereinst erkennen, und erkennt er dies nie, so bleibe ich ihm dennoch treu, denn ich will nie eine treulose Gattin sein." —

Es folgt hier der zweite Brief:

„Mein Herz leidet, Emilie, aber es ist ruhiger und beginnt bereits die Früchte der Handlungsweise zu ernten, welche ich mir vorgeschrieben und die ich stets befolgt habe. Bernkow, der zu Anfang seiner Verbindung mit Madame Z. mich vernachlässigte und mir oft mit Kälte und Gleichgiltigkeit begegnete, ist jetzt stets freundlich, aufmerksam und volle Achtung gegen mich. Ich sehe, daß meine Freundschaft wenigstens für ihn ein Bedürfniß ist, daß er mich hoch schätzt, obgleich eine Andere seine Liebe besitzt.

Ich werde Deinem Wunsche nachkommen, Dir mein Betragen gegen Bernkow, und während meiner traurigen und verlassenen Lage überhaupt zu schildern, obgleich es mir wirklich unangenehm ist,

so lange von mir in einem Tone zu sprechen, welcher nach Eigenlob schmecken muß. Aber glaube nicht, gute Emilie, daß ich auf meine Handlungsweise stolz bin; ach nein! Die Liebe für den Gatten und meine Kinder macht mir dieselbe so leicht und ich weiß wohl, bei wem ich im Gebet Stärke und die Gewißheit suchen muß, so zu handeln, wie ich will und soll.

Ich mache Bernkow wegen seiner sündigen Leidenschaft nie Vorwürfe und erlaube mir nie eine verletzende Anspielung auf dieselbe. Ich verheimliche ihm und auch allen Andern, soviel es mir möglich ist, den Schmerz, welchen er mir dadurch zufügt, und kann ich ihm freilich kein fröhliches Gesicht zeigen, so plage ich ihn wenigstens nicht mit einem traurigen und verdrüßlichen. Ich bin gegen ihn stets freundlich und zuvorkommend, sorge jetzt wie früher für die Erfüllung aller seiner Wünsche und Neigungen; aber ich enthalte mich alles Scherzes und alles Dessen, was die Absicht in mir verrathen kann, seine Aufmerksamkeit auf Das zu lenken, was ich für ihn thue. Ich bin stets seine theilnehmendste Freundin, nie aber zeige ich mich ihm als eine heißliebende Gattin; ein Händedruck oder eine einzige Liebkosung, das ist Alles, was ich mir gegen

ihn erlaube. Dagegen bestrebe ich mich, so unterhaltend als möglich zu sein, damit Bernkow an meiner Gesellschaft Vergnügen finde, und ich sorge für meine Kleidung und für den wenigen äußern Reiz, welchen ich bieten kann; denn wenn ich ihm auch nicht einnehmend erscheine, so darf er mich doch nicht häßlich finden.

Ich ziehe mich nicht ganz aus der Welt zurück, sondern erscheine zuweilen in ihr so schön, anziehend und freundlich, als ich es nur vermag. Wollte ich mich ganz aus dem Gesellschaftsleben zurückziehen, so würde die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr auf Bernkow's Verirrung hingewiesen werden, und indem man mich beklagt, würde ihn der Tadel noch treffen, wozu ich nicht Anlaß geben will; und wenn ich draußen erscheine, darf ich mich nicht traurig und verdrüßlich zeigen, damit nicht Bernkow in der Gleichgiltigkeit, welche mir von Andern widerfährt, eine Entschuldigung für die eigne findet, und deßhalb muß ich mir oft den quälendsten Zwang auferlegen.

Die schwerste Prüfung, welche ich in meinen Leiden zu bestehen habe, ist die, daß ich in Gesellschaften oft dem verführerischen Weibe begegne, welches mir die Liebe meines Gatten entrissen hat; aber

auch dann habe ich es bisher vermocht, mich zu beherrschen. Ich begegne ihr nicht mit Achtung und Freundschaft, aber doch im Aeußern mit Höflichkeit, und weiche sorgfältig Allem aus, was die Gedanken, die Blicke und Neugierde der Gesellschaft auf das Verhältniß zwischen ihr, Bernkow und mir leiten kann, und ich habe schon manche Beweise der Dankbarkeit gehabt, welche Bernkow mir für dieses Zartgefühl zollt.

Es ist mein höchstes Bemühen, Bernkow seinen häuslichen Herd angenehm zu machen, und da ich während der unglücklichen Verhältnisse, welche ihn jetzt fesseln, selbst nicht viel dazu beizutragen vermag, so suche ich doch Vergnügen und Zerstreuungen in unsern häuslichen Kreis zu bringen. Er ist jetzt auch lieber zu Hause, als er es im Anfang seiner Bekanntschaft mit Madame Z. war, und ich erreiche es wenigstens dadurch, daß er sich nicht zu sehr von seinen Kindern entfernt und sein Herz nicht auch ihnen entfremdet wird.

Das Glück der Liebe, welches meine Jugend verschönerte, werde ich wohl nicht wieder gewinnen, aber ich kann eine neue Glückseligkeit auf die alten Ruinen erbauen. Ich kann mir für die Zukunft Bernkow's innige Zuneigung und Hochachtung er-

werben und uns Beiden für unsere alten Tage häuslichen Frieden, Ruhe und Freuden bereiten. —"

Marie hörte ferner, wie die Freiherrin Bernkow, weit entfernt, sich in ihrer Hoffnung betrogen zu sehen, dieselbe weit über ihre Erwartung verwirklicht sah. Nicht lange darauf wurden Bernkow, als der Rausch seiner Leidenschaft verschwand, die Augen geöffnet und er sah den Edelmuth und die Erhabenheit seiner Gattin, so wie den völligen Mangel an Werth der Madame Z. ein. Die Folge dieser Erkenntniß war, wie es natürlich ist, eine gesteigerte Hochachtung und Bewunderung für die Eine, Ueberdruß und Verachtung für die Andere. Die Liebe, welche nicht auf Achtung gebaut ist, ist selten von langer Dauer; und das sichtbare Bemühen der Madame Z., einen neuen Liebhaber in ihre Netze zu ziehen, befreite endlich Bernkow aus den unwürdigen Ketten, welche er schon seit ein paar Jahren getragen hatte. Reuig und beschämt kehrte er zu seiner Gattin zurück, deren edelmüthige Liebe sich auch jetzt nicht verläugnete. Sie ersparte ihm jede demüthigende Erinnerung an die Vergangenheit, und durch die Achtung, welche sie ihm erwies, gab sie ihm endlich auch die Achtung für sich selbst wieder. Dabei entfernte sie alle peinigende Verlegenheit zwischen ihnen, indem sie offen und liebevoll von den vergangenen Er-

eignissen sprach, ihm ihre Glückseligkeit und ihre Freude gestand, ihn ihrem Herzen wiedergegeben zu sehen und ihn zugleich bat, den unglücklichen Zufall zu vergessen, welcher sie für eine Zeit lang getrennt habe, wie auch sie dann denselben aus ihrem Gedächtniß verbannen wolle.

Mit einer innigeren, wärmeren Liebe als jemals hing jetzt Baron Bernkow an seiner edlen Gattin und hielt redlich seinen Vorsatz, sein Vergehen, seine Ungerechtigkeit und Alles, was sie um seinetwillen gelitten habe, wenn es möglich sei, wieder gut zu machen. Er hauchte auch dem Herzen seiner Kinder die Zärtlichkeit, Hochachtung und Dankbarkeit ein, welche in ihm selbst lebte, und nie ist eine Gattin von den Ihrigen höher geachtet worden, als die Baronin Bernkow.

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte Marie die Erzählung über die Familie angehört. Als der Geistliche geendet hatte, seufzte sie tief, denn auch die letzte tröstende Täuschung, welche bisher ihren Muth aufrecht gehalten hatte, nämlich die Ueberzeugung von ihrer Schuldlosigkeit, war verschwunden.

Bitter und demüthigend war das Gefühl, welches sich Mariens Seele bemächtigte, als dieser Strahl der Wahrheit sie durchdrang, und sie wurde noch unglücklicher, als sie es vordem gewesen war, aber auch

zugleich besser, edler und sanfter. Verschwunden war das stolze, trügerische Gefühl der eignen Unfehlbarkeit, verschwunden das harte, strenge und schonungslose Urtheil über Anderer Fehler Es sind zuweilen nicht nur Sorgen, sondern auch Fehltritte und Verirrungen nöthig, um das menschliche Herz zu läutern und zu reinigen, und es zu der demüthigenden Erkenntniß der eignen Schwäche und Unvollkommenheit zu führen, welche zur milden Schonung und Versöhnlichkeit gegen fehlende Mitmenschen ermahnt. Wir finden keine Antwort auf die Frage: Warum läßt die Vorsehung den schwachen Menschen Versuchungen ausgesetzt sein, da er nicht die Stärke besitzt, sie besiegen zu können?

Während Marie, ihre eigne Handlungsweise mit der Baronin Bernkow vergleichend, einsah, daß sie zum großen Theil selbst an dem häuslichen Zank schuld gewesen sei, welcher ihr Herz so zerdrückt und auch einen so unglücklichen Einfluß auf die Lage ihrer Kinder hatte, überdachte sie zugleich die Mängel er Erziehung und Seelenbildung, welche sie selbst erhalten hatte und faßte zugleich den Entschluß, so viel als es in ihren Kräften stand, dafür Sorge zu tragen, daß ihren Töchtern hierin ein glücklicheres Loos zu Theil werde. Ihre Bemühungen trugen auch die erfreulichsten Früchte und nach Jahren erregten beide Töchter

in dem Mutterherzen Freude und die schönsten Hoffnungen. Mathilde besonders war liebenswürdig, gut, schön, lebhaft und geistreich; die jüngere, Karoline, war ebenfalls ein schönes und gutes Mädchen, aber kränklich und dahinschwindend und erweckte in der Mutter die wohlgegründete Furcht, daß ihr Weg hienieden nicht lang sein werde.

Ludwig war als ein vollkommenes Abbild seines noch stets geliebten und vermißten Vaters der Abgott der Mutter. Diese weinte vor Schmerz und süßer Erinnerung, wenn sie in ihm des Vaters Blicke, sein Lächeln, seine Stimme und sein angenehmes Wesen erkannte, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen. Sie hatte nicht das Herz, ihm ein einziges hartes Wort zu sagen, selbst wenn er den ernstesten Verweis verdiente, oder ihm einen einzigen Wunsch zu versagen, wenn es in ihren Kräften stand, ihn zu erfüllen. Ludwig vergalt die Zärtlichkeit seiner Mutter eben so liebevoll und befürchtete stets ihr Unruhe oder Verdruß zu bereiten; aber dennoch behandelte er diese Pflicht ziemlich leichtsinnig, fragte nicht danach, Handlungen zu begehen, welche ihr Schmerz verursachen mußten, wenn sie zu ihren Ohren kommen würden, und suchte nur zu verhindern, daß sie dieselben nicht erfahre.

Gerade Ludwig hätte einer steten, ernsten, väterlichen Aufsicht sehr bedurft und es war sein Unglück, daß er dieselbe entbehren mußte. Welander wollte zwar bei ihm die Stelle des Vaters vertreten, aber da er ihn nicht oft unter seinen Augen hatte, waren Gelegenheit und seine Kräfte seinem guten Willen entgegen.

So lange Ludwig bei seiner Mutter blieb, war weniger Gefahr für ihn zu befürchten, denn theils waren hier die Gelegenheit und die Versuchungen nicht so lockend, theils wurde er von manchen abenteuerlichen und leichtsinnigen Handlungen durch die Furcht abgehalten, daß seine Mutter dieselben erfahren könne und er ihr dadurch Kummer verursache. Anders aber wurde es, als er nach vollendetem achtzehnten Jahre, sich selbst überlassen zur Universität abreis'te. Er war noch nicht lange dort, als er sich schon als der unruhigste und übermüthigste Student auszeichnete. Schon mehre Male wegen seiner Ausschweifungen und seiner leichtsinnigen, unpassenden Aufzüge gewarnt, verging er sich endlich so, daß er den Gesetzen der Universität zufolge und durch den besondern Zorn eines von ihm persönlich verletzten Professors, welcher die ihm zufallende Strafe rachesüchtig verschärfte, von der Universität weggewiesen wurde. Welch ein grausamer Schlag dies

für das Herz der armen Mutter war, läßt sich leicht denken. Ludwig selbst kam reuevoll und fast trostlos nach Hause.

Er warf sich seiner Mutter zu Füßen, bat sie um Verzeihung, beschwor sie, sich zu beruhigen und that die heiligsten Gelübde, ihr nie mehr Schande oder Sorge zu machen. Schon früher hatte er eine starke Neigung zum Seeleben gezeigt und nur durch die Bitten seiner Mutter sich bewegen lassen, dieselbe aufzugeben; jetzt aber, da er die Schande tief fühlte, welche ihm in seinem Vaterlande widerfahren war, wünschte er dies zu verlassen, und seine alte Lust, ein Seemann zu werden, tauchte von Neuem in ihm auf. Welander hielt es jetzt für das Beste, seinem Wunsche nachzugeben, und überzeugte auch Ludwigs Mutter davon. Gegenwärtig sollte ein geschickter Marineoffizier, der ein vertrauter Freund von Welander und ein großer Ehrenmann war, mit einem Kauffarteischiff nach Ostindien absegeln. Dieser versprach den jungen Ahlström mitzunehmen und behandelte ihn zum Voraus wie einen Sohn. Welander schrieb deshalb an Ludwigs Vater und erhielt dessen Einwilligung. Das Schiff lag segelfertig vor Stockholm, und Ludwig reis'te nach einem sehr schmerzlichen Abschiede von seiner Mutter dorthin ab.

Das Schiff kam glücklich an seinem Bestimmungsorte an, Ludwig war ungeduldig, ans Land zu gehen, und kaum war er dort angekommen, als er von einem hier herrschenden, gefährlichen Fieber befallen wurde und schleunig starb. Alles was der brave Kapitän jetzt thun konnte, war, dem so früh gestorbenen Jüngling ein anständiges Begräbniß zu verschaffen, ihm einen schönen Ruheplatz auszusuchen und mit der ersten Gelegenheit seine beklagenswerthe Mutter von dem Verluste ihres Sohnes zu benachrichtigen.

Tiefer Kummer warf jetzt Marie auf das Krankenbett und lange schwebte sie zwischen Leben und Tod. Endlich aber vermochten es die Kunst des Arztes und die vereinten Bemühungen der Freundschaft, sie ihren weinenden Töchtern wieder zu geben. Mariens Seele war stärker als ihr Körper; sie hatte ihre Gesundheit wieder erlangt, aber verzweifelte und klagte nicht. Zwar war der Gedanke, niemals hienieden den geliebten Sohn wiedersehen zu können, unauslöschlich in ihrer Seele, aber sie fühlte eine Art sanfter, erfrischender Ruhe, als sie dachte, daß ihr Liebling jetzt bei Gott, und allem Kummer und den Verirrungen der Erde entrissen sei, denn eben diese Erde hatte ja für ihn mehr Gefahren und Verführungen als für manchen andern Jüngling.

Ein Strahl der Freude warf sein Licht auf Mariens kummervolles Dasein, als ihre älteste Tochter Mathilde, jetzt ein schönes achtzehnjähriges Mädchen, ihr Herz und ihre Hand einem jungen, liebenswürdigen und vermögenden Manne schenkte, welcher von der innigsten Liebe zu ihr beseelt war. Aller menschlichen Berechnung nach ging Mathilde einer glücklichen Zukunft entgegen; die Mutter fühlte durch das Glück ihrer Tochter einen sanften Hauch in ihrem eigenen Herzen; und als die beiden Liebenden den priesterlichen Segen empfingen, schmerzte es die Mutter tief, daß nicht auch der Vater zugegen sein und seine Tochter segnen könne.

Elftes Kapitel.

Der geschiedene Gatte.

Alma war erfindungsreich in allen Mitteln, den Doctor Ahlström seine Sünde und seine Reue vergessen zu machen, und blieb gegen ihn stets gleich liebenswürdig und zärtlich; obgleich sie Verdruß über den Kummer und die Unruhe fühlte, welche mitten unter seinen Zärtlichkeitsbezeugungen gegen sie hervorleuchteten. Sie war schlau genug um einzusehen, daß eine einzige Unklugheit, eine einzige Uebereilung, in der jetzigen Stimmung Ahlströms hinreichend sei, ihre bevorstehende Verbindung mit ihm zu zerschlagen. Wäre Alma reich und unabhängig gewesen, so würde sie einen Liebhaber vielleicht einem Gatten vorgezogen haben; aber in ihrer jetzigen Lage war ihr ein Mann und ein gesetzlicher Beschützer höchst wünschenswerth. Als Mädchen war sie abhängig und jetzt mehr als jemals eine unsichere Zukunft für sie zu befürchten; denn sie hatte die hinreichendsten Gründe, zu vermuthen, daß ihr Oheim eine neue Ehe mit einer Frau eingehen werde, welche

er in seiner Jugend geliebt hatte und die ihm damals nicht hatte angehören können, die aber Witwe geworden war und bereit schien, den alten treuen Liebhaber glücklich zu machen. Als er ihr früher seine Hand angeboten hatte, war sie jung, schön und liebenswürdig; jetzt, da sie dieselbe annahm, war sie alt und häßlich. Dies scheint wunderbar, ist es aber durchaus nicht, denn damals war sie arm, jetzt aber Besitzerin eines großen Vermögens.

Doctor Ahlström feierte in der Stille seine Hochzeit mit Alma und unternahm noch an demselben Tage mit ihr eine Reise, welche mehrere Monate dauern sollte, und während welcher alles Geschwätz und die Verläumdungen aufhören sollten.

Die Reise war im höchsten Grade angenehm. Alma war ganz bezaubernd, ihr Gatte von Liebe berauscht und beide also glücklich. Weniger angenehm war die Rückkehr des jungen Paares in ihre Wohnung. Man machte Besuche und nahm deren entgegen, lud ein und wurde wieder eingeladen. Alle waren höflich gegen sie und Keiner sagte ein böses Wort. Dennoch aber war nicht Alles wie es sein sollte, und dies wurde nicht so sehr bemerkt, als es sich doch zeigte.

Jeder meinte, daß zwei Frauen im Leben doch etwas viel seien und auch Die, welche den Doctor ent-

schuldigt hatten, daß er Alma's Liebhaber war, konnten es ihm kaum verzeihen, daß er ihr Gatte geworden. Außer den wirklich sittlichen und rechtschaffenen Menschen, welche ihren moralischen Grundsätzen zufolge Ahlström's Handlungsweise nothwendig verdammen mußten, wurde er fast noch bitterer von solchen getadelt, welche gewiß nicht besser waren als er. Manches leichtsinnige Weib, welches es gern gesehen haben würde, wenn der liebenswürdige Doctor um ihretwillen Gattin und Kinder verlassen hätte, fand es höchst verbrecherisch, daß er dies um Alma's willen gethan hatte, und erhob Augen und Hände gen Himmel, als wollte sie die Rache über den Treulosen herabrufen. Mit den Männern war es nicht viel anders. Mancher von ihnen, welcher um jeden Preis die schöne Alma hätte besitzen mögen, konnte es Ahlström gleichwohl nicht vergeben, daß er sich mit ihr verheirathet hatte, und nannte sein Betragen schändlich; natürlich aber nur dann, wenn er es nicht hören konnte. Im Uebrigen aber hütete man sich wohl, ein Wort zu äußern, fürchtend, daß man es dadurch mit dem muthigen, kräftigen und leicht reizbaren Mann zu thun bekommen möchte.

Alma wurde sehr höflich, aber kalt von ihrem eigenen Geschlechte empfangen; bald aber versammelte sich wieder um sie der gewöhnliche Hof, von ihrer

Schönheit huldigenden jungen Männern und nach wie vor glänzte sie gefeiert und bewundert in der Gesellschaftswelt. Was Ahlström anging, so genoß dieser freilich ganz der Aufmerksamkeit und des Ansehens, welche dem ausgezeichneten Arzt, dem großen Gelehrten und dem geistreichen und liebenswürdigen Manne zukamen, aber er vermißte gleichwohl jene Art Achtung, welche nur einer moralischen Untadelhaftigkeit und einem fehlerfreien Wandel gezollt werden.

Ahlström hatte das berauschende Glück, eine schöne, talentvolle und Alles überstrahlende Gattin zu besitzen, noch nicht lange genossen, als er dennoch manche wesentliche Eigenschaften an ihr vermißte, welche eine häusliche Glückseligkeit bedingen und zwar eben deshalb, weil Alma gerade am Allerwenigsten das war, was man häuslich nennt. Alle Obliegenheiten einer Hausfrau widerten sie an, und nie gewohnt, sich Zwang aufzulegen, vernachlässigte sie diese gänzlich. Marie, ein Muster für alle Hausmütter in Hinsicht auf Ordnung, Ueberlegung und vernünftige Sparsamkeit, hatte ihn zu einem ganz andern, häuslichen Leben gewöhnt, da sie bis zum letzten Augenblicke ihrer unglücklichen Ehe äußerst sorgfältig sich nach seinem Geschmack richtete und allen seinen Wünschen entgegen kam. Alma aber bot ihm ein solches Leben nicht; sie war im höchsten

Grade unordentlich, gedankenlos und verschwenderisch. Wenn ihr Mann sie gütig und liebevoll an den Nutzen und die Annehmlichkeit einer besseren, ordentlichen Haushaltung erinnerte, beantwortete sie seine Bemerkungen entweder mit leerem Scherz oder wurde böse; es war also keine Aussicht vorhanden, hierin etwas bessern zu können.

Ohne Gesellschaft befand sich Alma nie wohl zu Hause und verlangte stets neue Zerstreuungen, wenn sie nicht verdrüßlich und launisch werden sollte. Selbst als sie die Hoffnung hatte, Mutter zu werden, ließ sie sich nicht von Vergnügungen zurückhalten, welche für sie so schädlich wie unpassend waren, und die beiden Kinder, welche sie ihrem Gatten schenkte, waren, in Folge ihres Unverstandes, bei der Geburt schon so schwach, daß sie nur mit der äußersten Mühe am Leben erhalten werden konnten. Später überließ sie dieselben ohne die geringste eigne Aufsicht, den Wärterinnen und entzog ihnen ganz alle mütterliche Pflege. Indeß schien sie ihre Kinder doch a u f i h r e A r t zu lieben; das heißt wie Spielsachen, mit welchen man in Fremder Gegenwart scherzen und kokettiren konnte. Keins von beiden Kindern überlebte einige Jahre seiner Geburt, und der schönen Mutter stand der Kum-

mer über ihren Tod sehr hübsch, so lange er dauerte; leider war dieser aber nur sehr vorübergehend.

Ahlström oder betrauerte desto länger und tiefer diese Früchte seiner zweiten Ehe; es hatte ihm so wehe gethan, die Kinder so schlecht gewartet zu sehen, daß es ihm fast noch lieber war, sie im Grabe zu wissen; überdies hatte er dieselben nie so geliebt, wie die Kinder seiner ersten Ehe; ja es schien ihm sogar, als entstammten sie aus keiner gesetzmäßigen Verbindung und als hafte an der Geburt dieser armen Wesen eine Schande ihrer Eltern.

Alma gab nach und nach ihrem Gatten immer mehr Anlaß zu Verdruß und Kummer; der Zauber, welcher ihn so lange bethört hatte, verschwand und er vermochte sich selbst nicht länger zu verhehlen, daß Alma ein ganz reizendes Weib für die sei, welchen sie gefallen wollte, aber ein ganz verächtliches, wenn man sie näher kennen lernte. Schon weit eher als Ahlströms Liebe zu ihr erkaltete, war sie gleichgiltig gegen dieselbe, denn sie war ihr nicht mehr neu, und sie suchte andre Eroberungen, die ihr jetzt ein lebhafteres Vergnügen verschafften. Durch dies Alles wurde sie allmählich ganz verachtet und man hielt, entweder mit oder ohne Gründe, ihr Betragen sowohl für sie selbst als für ihren Gatten entehrend.

Ahlström liebte seine Gattin nicht mehr so, daß ihm ihr Betragen gegen ihn hätte großen Schmerz bereiten können, aber dennoch fühlte er tief die Schande, welche auch ihm durch ihre Aufführung widerfahren mußte. Vorwürfe und Drohungen waren vergebens, sie beantwortete dieselben mit Kälte und Frechheit und erinnerte ihn daran, daß er kein Recht habe, ihr Fehltritte vorzuwerfen, die er selbst begangen, selbst wenn sie daran Schuld sei, was sie aber hartnäckig bestritt. Ahlström dachte bereits an eine abermalige Ehescheidung, da ihm diese noch erträglicher schien als das Verhältniß, in welchem er jetzt lebte. Er drohte der Leichtsinnigen mit dieser Absicht, sie aber antwortete kalt und mit höhnischem Lächeln: „Dazu werde ich nie gutwillig meine Einwilligung geben; mach' Dich von mir los, wenn Du kannst."

So gern aber Ahlström diese Drohung auch ausgeführt hätte, so lag dies doch außer dem Bereich der Möglichkeit und es war ihm daher mit seinen Worten nicht ganz ernst; er sah zu wohl ein, daß er sich nicht nur mit Schande, sondern auch mit dem Gelächter der Welt belade, wenn er auch das Unglück seiner zweiten Ehe veröffentliche. Es gab also für ihn keine Rettung aus diesem Elend.

Jetzt war Marie gerächt. Ahlström war so un-

glücklich, wie es ein Mensch nur werden kann, und fühlte die ganze Schwere dieses Unglücks um so tiefer, als er selbst daran Schuld war. Um Sorgen, Qual und eigne Vorwürfe zu betäuben, stürzte er sich in die wildesten Zerstreuungen; er trank, spielte und überließ sich ohne Zurückhaltung diesem gefährlichen Zeitvertreib, gewann aber dadurch nichts als eine noch größere Selbstverachtung, Muthlosigkeit und Verzweiflung. Glücklicherweise stellte er jedoch diese Lebensweise ein, ehe sie ihn gänzlich ruinirte.

Er fand nämlich ein würdiges Mittel, sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Schon seit einiger Zeit hatte er ein paar gefährlich Kranke in einer ganz armen Familie nicht nur als Arzt gepflegt, sondern auch die Letztere in ihrer drückenden Lage edelmüthig unterstützt, und von dieser erntete er, zwar nicht zum ersten Male, die Freude des Wohlthuns, aber doch die Erleichterung eigner Leiden, indem man die seiner Mitmenschen lindert. Der Friede, welcher seine Seele nach jedem Besuche in der Wohnung der Unglücklichen erfüllte, die Freude, welche er fühlte, als er durch seine Bemühungen die todtkranken Eltern den armen Kindern wieder schenkte und sie durch seine Gaben in eine Lage setzte, in welcher sie leichter als früher sich ihren nothwendigen Unterhalt erwerben konnten, waren für

seine Seelenqual eine lindernde Arznei, während die Zerstreuungen, in welche er vorher sich verzweifelnd gestürzt hatte, nur wie ein Reizmittel auf ihn gewirkt hatten.

Nach diesem schönen Tage suchte und fand Ahlström seinen Trost und seine einzige Freude im Wohlthun, und opferte dafür Geld, Zeit, Gesundheit und Kräfte mit einem Eifer, einer Unermüdlichkeit, welche man selten findet. Wenige Menschen auf Erden sind im Stande, den Nothleidenden so viel Wohlthaten zu erzeigen wie Ahlström, als ein geschickter Arzt und ein reicher Mann. Seine Praxis in den höheren Ständen war so einträglich, daß sie ihn hinreichend in den Stand setzte, das Bedürfniß seines Herzens zufrieden zu stellen und den fast schwärmerischen Wunsch, da ihm in seinem eignen Hause Alles zur Zufriedenheit mangelte, wenigstens außerhalb desselben Gutes zu thun, wo er konnte. Leider aber hatten ihn seine Seelenleiden bereits entkräftet, und vielleicht waren auch die Ausschweifungen, denen er sich früher überlassen hatte, die unerhörten Anstrengungen, welche er sich im Wohlthun auferlegte, zu viel für ihn. Gesundheit und Kräfte schwanden hin, und kaum funfzig Jahre alt, war schon der sonst so schöne, kräftige Mann ein schwacher, hinfälliger Greis.

Er war von seiner zweiten Gattin zwar nicht geschieden, lebte aber doch nicht mit ihr zusammen, und gewöhnlich wohnte er in der Stadt, sie auf seinem nahe bei derselben befindlichen Landhause. Seit ihre Kinder gestorben waren, gab es zwischen zwei Personen, deren frühere leidenschaftliche Liebe sich in Widerwillen und Verachtung verwandelt hatte, kein Vereinigungsband mehr, und Ahlström bekümmerte sich um das Leben seiner Gattin nicht im Geringsten; ihre ganze Gemeinschaft bestand nur in Alma's übermäßigen Geldforderungen an ihren Mann, um ihre verschwenderischen Ausgaben zu bestreiten, und der Freigebigkeit, mit welcher der Letztere, freilich nur mit Unwillen, ihr diese Summen bewilligte. Ahlström sprach nie von seiner Frau, desto mehr aber diese von ihm, indem sie ihm ganz allein die Schuld an ihrer Uneinigkeit beimaß und ihn Jedem, der sie nur anhören mochte, als einen Tyrannen und Geizhals schilderte.

Seit der kurze Glücksrausch dieser neuen Ehe verschwunden war, fühlte Ahlström eine unendliche Sehnsucht, die Kinder seiner ersten Ehe wieder zu sehen; aber mit der Erfüllung dieses heftigen Wunsches waren so manche schmerzhafte Gefühle und bittere Erinnerungen verknüpft, daß er, stets zögernd, dies Wiedersehen aufschob. „Im nächsten Monat, — in näch-

ster Woche will ich bestimmt reisen," sagte er oft zu sich selbst; wenn aber die dazu festgesetzte Zeit herankam, änderte er seinen Vorsatz und setzte die Reise von Neuem aus. Erst im dritten Jahre nach seiner Ehescheidung reis'te er, um seine geliebten Kinder wieder zu sehen.

In D — konnte dies aber nicht geschehen, denn er hatte Marie das heilige Versprechen gegeben nie wieder dorthin zu kommen. Er schrieb also an Welander, und dieser versprach ihm, sich in einem Orte, einige Meilen von D —, mit den Kindern einzufinden, welchen Ahlström selbst gewählt hatte. Hier wollte er sich in der Gesellschaft seiner Kinder ein paar Tage aufhalten. Auch Ludwig (dessen späteres Loos wir vorhin in unsre Erzählung eingeflochten haben) war noch ein Knabe und diesen wollte Ahlström für eine kurze Zeit mit sich nehmen. Marie gab zu diesem Vorschlage gern ihre Einwilligung, denn sie gönnte ihrem ehemaligen Gatten die Freude, seine Kinder wiedersehen zu können. Aber diese Freude war unter solchen Umständen traurig genug, und die Kinder freuten sich eben nicht sehr auf das Wiedersehen eines Vaters, der sie verlassen hatte, und welchen sie bereits ganz zu vergessen anfingen.

Ahlström war zu dieser Zeit noch nicht so un-

glücklich wie er es später wurde und wir ihn eben geschildert haben. Aber seine Illusionen von Alma's Vortrefflichkeit waren bereits verschwunden; er ahnte schon, welche Zukunft ihm mit ihr bevorstehe, und Reue, Kummer und Verdruß hatten tiefe Furchen auf seine Stirn gezogen und das Feuer seines Auges verlöscht. Welander, welcher ihn seit mehren Jahren nicht mehr gesehen hatte, fand ihn sehr verändert; auch er war zwar nicht mehr derselbe geblieben, aber er sah frischer, voller, fröhlicher und jünger aus als ehedem. Die beiden Freunde begrüßten sich mit einem warmen Händedruck und prüfenden Blick, worauf beide ihre thränenvollen Augen abwandten.

Ludwig, und noch mehr seine jüngere, kleinere Schwester, von ihrem Vater mit Liebkosungen überhäuft, waren gegen ihn fremd und beantworteten seine Zärtlichkeitsbezeigungen mit großer Verlegenheit. Sie fürchteten sich fast vor dem Manne mit dem düstern, traurigen Gesicht, der sie unter Thränen so heftig küßte und an die Brust drückte. Die fremde Umgebung, welche auf den Kindersinn stets eine unangenehme Einwirkung hat, wenn sie nicht von Personen umgeben sind, welche sie lieben und täglich gewohnt sind, um sich zu sehen, machte auch sie noch furchtsamer. Der Vater versuchte Alles, um sich bei ihnen

einzuschmeicheln, sie zu erheitern und aufzumuntern, aber alle seine zärtlichen Bemühungen hatten wenig Erfolg. Bald darauf fingen die Mädchen an zu weinen und verlangten zur Mutter zurück. Ahlström seufzte und beschloß seine Töchter am andern Morgen mit Welander wieder heimreisen zu lassen. Der Abschied von ihnen schmerzte ihn tief, Ludwig nahm er, nach Verabredung, mit sich, und dieser schien sehr heiter, nicht gerade weil er bei dem Vater war, der auch ihm schon entfremdet war, sondern wegen der langen Reise und des Vergnügens, seine Spielkameraden und die ihm theuren Plätze wiederzusehen.

„Vater, Du siehst so verdrüßlich aus," sagte der Knabe, seinen Vater eine Weile betrachtend, der sich gedankenvoll und betrübt in die eine Wagenecke gelehnt hatte und nur selten ein Wort sprach.

„Es schmerzt mich, daß ich Deine Schwestern so bald habe verlassen müssen," sagte der Vater, eine Thräne im Auge zerdrückend.

„Hältst Du denn so viel von ihnen, Papa?"

„Unaussprechlich viel — von Dir und von ihnen! Ihr würdet mir das größte Unrecht thun, wenn Ihr meine väterliche Liebe zu Euch bezweifeltet."

„Mir ist, als hätte ich gehört, Papa, daß Du und Mamsell Lange auch eine kleine Tochter habet,"

fuhr der Knabe fort. „Hältst Du von der auch viel, Papa? — Sie ist wohl nicht meine Schwester, nicht wahr? Oder ist sie es doch?"

„Ja, sie ist es, Ludwig, denn ich bin ja ihr Vater," antwortete Ahlström, „und es würde mir eine herzliche Freude machen, wenn Du die kleine Alma wie ein Bruder lieben wolltest."

„Heißt sie auch Alma? — Puh!" —

„Alma ist ja ein ganz hübscher Name, lieber Ludwig."

„Das kann wohl sein, aber ich kann den Namen nicht leiden, so viel ist gewiß."

„Nun welchen Namen magst Du denn lieber leiden, Ludwig?" fragte Ahlström.

„Marie klingt viel schöner; aber vielleicht, weil Mutter so heißt."

„Dann liebst Du auch wohl die Namen Mathilde und Karoline, weil Deine Schwestern so heißen? Sie sind auch ganz artig und schön, Deine Schwestern; Mathilde gleicht ihrer Mutter ganz unbeschreiblich und wird gewiß eine große Schönheit."

„Wenn sie eine Schönheit wird," antwortete der Knabe, „so wird sie gewiß Mama nicht ähnlich, denn die ist jetzt gar nicht mehr schön."

„Das verstehst Du nicht zu beurtheilen, Ludwig; Deine Mutter ist ausgezeichnet schön.“

„Aber, lieber Gott, Papa! Man ist ja doch nicht schön, wenn man bleich und mager ist, Runzeln im Gesicht, matte, rothgeweinte Augen und graue Haare hat. Ist das nicht wunderbar, Papa, daß Mutter so schöne schwarze Haare hatte, als Du sie das letzte Mal sahest, und sie jetzt in diesen paar Jahren, so jung sie auch noch ist, schon graue Haare bekommen hat wie ein altes Mütterchen?“

Mit solchem kindischem Geschwätz gab der unvorsichtige Knabe absichtslos dem Herzen des Vaters einen Dolchstich nach dem andern. Welander hatte aus Schonung und um ihn zu beruhigen, ihm gesagt, daß Marie sich ziemlich wohl befinde und daß sie jetzt ruhig sei und zuweilen sogar heiter scheine. Was Ludwig jetzt aber von der verschwundenen Schönheit und dem ganz veränderten Aussehen seiner Mutter erzählte, war hinreichend, um Ahlström einen Begriff zu geben, wie sehr seine verlassene Gattin durch seine Schuld gelitten.

Ludwigs Aufenthalt in dem Hause seines Vaters machte dem Letzteren viel Freude, verursachte ihm aber manche unangenehme Auftritte mit seiner Frau; denn

diese konnte den Knaben nicht ausstehen und verhehlte ihren Widerwillen gegen ihn nicht im Geringsten. Sie behandelte ihn mit wirklicher Verachtung, und ihre Worte und Handlungen entlockten oft dem witzigen, rachsüchtigen Knaben lautes Gelächter. In dem Spott des Kindes und des Narren liegt oft etwas Scharfes und Treffendes, man glaubt, daß man die beißenden Bemerkungen derselben durch wirklich in die Augen fallende Fehler und Lächerlichkeiten verdient habe, da diese selbst dem noch nicht entwickelten oder verwirrten Verstande und dessen geringem Scharfsinn nicht entgehen. Deßhalb hat denn auch die Verachtung eines Kindes gegen eine ältere Person etwas Ansteckendes für deren Umgebung, das oft ihre Sympathie erweckt.

Die Frau Doktorin Ahlström fand sich daher durch Ludwigs Betragen gegen sie höchst beleidigt, führte darüber bei ihrem Manne heftige Klage und forderte von ihm die Bestrafung des Knaben für seine Naseweisheit. Hierzu wollte sich Ahlström aber nicht verstehen, denn er sah recht wohl ein, daß seine Frau eigentlich allein an der Unart des Knaben Schuld sei; um des Hausfriedens willen indeß sah er gern die Zeit herannahen, wo der ihm sonst so theure Sohn,

wieder von ihm scheiden sollte. Sonderbar genug hatte er seine jetzige Frau nie in einem so schlechten Lichte gesehen, als von der Zeit an, wo Ludwig ihr offen seine Verachtung an den Tag gelegt hatte, und Manches in ihr, was der bisher von ihr eingenommene Mann für schön gefunden hatte, schien ihm durch Ludwigs Winke und sein Gelächter erst den rechten Stempel der Ziererei und Gefallsucht zu erhalten. Indem er nun Alma immer mehr verachten lernte, stieg in ihm auch die Selbstverachtung; und das Bewußtsein, um eines verächtlichen Menschen willen, Pflicht und Ehre hintenangesetzt zu haben, ist wohl das peinigendste und erniedrigendste Gefühl.

Da nun Ahlström das Wiedersehen seiner Kinder so verbittert worden war, mußte er es sich versagen mit ihnen ein zweites Mal zusammen zu kommen, wenigstens bis zu der Zeit, wo deren Alter und Erfahrung es ihm möglich machen werde, ohne Rückhalt mit ihnen über Das sprechen zu können, was ihn für immer von ihrer Mutter getrennt habe. Ebenso äußerte keins von den Kindern den Wunsch, den Vater wiedersehen zu wollen, weshalb denn dies auch unterblieb. —

Die Nachricht, daß Ludwig zur Strafe für seine

wilden und leichtsinnigen Streiche von der Universität verwiesen worden, und später die Nachricht von seinem schleunigen frühen Tode verursachte Ahlström vielleicht tieferen Gram als Marie, denn er hatte ja die wohlgegründete Ueberzeugung, daß der Mangel an väterlicher Aufsicht seine Fehltritte veranlaßt und seinen frühen Tod zur Folge gehabt hatte und er in der Vernachlässigung der natürlichen, heiligen Pflichten gegen den Sohn Schuld an seinem Verderben sei. Der größte Kummer von all' den Sorgen, welche nach seiner Ehescheidung ihn trafen, war, daß er bei jeder von ihnen denken mußte: „ich bin selbst daran Schuld — ich leide, was meine Handlungen werth sind."

Kurz darauf erhielt Ahlström von dem jungen Manne, welcher sich die Liebe seiner Mathilde erworben hatte, ein Schreiben, worin dieser um die Zustimmung ihres Vaters zu dieser Verbindung nachsuchte. Ein Brief von Welander, welcher das schönste Zeugniß über den Lebenswandel, den Charakter und die bürgerlichen wie ökonomischen Verhältnisse desselben enthielt, folgte diesem. Der Vater freute sich herzlich über diese für seine Tochter in jeder Hinsicht vortheilhafte Heirath, antwortete aber gleichwohl, daß er, obgleich er von

dem zu viel Gutes gehört habe, der ein Führer und Leiter seiner Tochter durch das Leben werden wolle, als daß er ihm seine Zusage vorenthalten könne — um so weniger, als die Mutter die ihrige schon gegeben habe — er sich doch bedinge, seines zukünftigen Schwiegersohnes persönliche Bekanntschaft zu machen, ehe er seine unwiderrufliche Einstimmung gebe.

Dieser folgte sogleich Ahlströms Wunsche sich ihm vorzustellen. Durch diesen so natürlichen Wunsch, den künftigen Gatten seiner Tochter zu sehen, goß sich der Vater abermals einen bittern Tropfen in seinen Leidenskelch. Der genannte junge Mann führte den reinsten, untadelhaftesten Lebenswandel und hatte sehr strenge moralische Grundsätze; dem zufolge verachtete er einen Schwiegervater, welcher die Pflichten des Gatten und Vaters vergessen hatte, um eine sündige Leidenschaft zu befriedigen, und er wußte kaum, ob er ihn mehr für einen Schurken als für einen armen Schwächling ansehen sollte. Deßhalb begegnete er Ahlström zwar artig, aber so kalt, abgemessen und fremd, daß er deutlich seinen Wunsch verrieth, mit seinem Schwiegervater nicht in ein näheres und vertraulicheres Verhältniß zu treten, als wozu ihn die Umstände zwangen. Dies war

eine schmerzliche, tief verletzende Empfindung für das Vaterherz.

Jahre verflossen nach einander. Wie der Doktor Ahlström sie verlebte, wissen wir schon. Endlich schlug auch für ihn die Stunde des Friedens und der Versöhnung.

Zwölftes Kapitel.

Wiedersehen und Versöhnung.

Die wohlthuende Wirksamkeit für die leidenden Mitmenschen, welche in späteren Jahren für Ahlström ein Bedürfniß und der einzige Trost für die eigne Qual wurde, verursachte größere Anstrengungen, als er aushalten konnte, zumal da er an einer schweren Brustkrankheit litt, welche seinem Leben sehr drohte. Dies Uebel verschlimmerte sich immer mehr, wurde unheilbar, und mit dem sicheren Blick eines geschickten und erfahrnen Arztes sah Ahlström nicht nur seine Gefahr, sondern auch mit ziemlicher Gewißheit die Zeit, in welcher der Tod sein Befreier von den Leiden des Körpers und der Seele werden sollte.

Mit stiller Freude sah er seinem schnell nahenden Ende entgegen, dann endlich konnte er ja den Frieden mit sich selbst und in Gott finden. Ahlström war zwar in den Tagen seiner Jugend nie ein Gottesläugner gewesen — im Gegentheil er sah in den Gegenständen der Natur einen neuen Beweis von dem Da-

sein eines allmächtigen Schöpfers alles des Schönen, Erhabenen und Wunderbaren, welches seinem Blick begegnete, aber er fühlte kein Bedürfniß, seine Seele mit ihrem Ursprung näher bekannt zu machen. Die Mysterien des Glaubens schienen ihm so düster, voller Aberglauben, mit Einem Worte, fast lächerlich, daß sie seiner Ansicht nach nur für die Einfältigen und Geistesarmen passen konnten, und er selbst hatte weder Zeit noch Lust oder das Bedürfniß, diese Lehren näher zu prüfen und zu überlegen. Seine Religion bestand damals in dem Erkenntniß, daß es einen Gott gebe, in der Annahme der Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode, und in einer ihn zuweilen ergreifenden Andacht, die gewöhnlich durch die Aufwallung irdischer Gefühle veranlaßt wurde. Seine Begriffe von Gott waren höchst unbestimmt, seine Vorstellung von Gott aber sehr dunkel. Im Uebrigen war er mit dem höchsten Wesen ganz zufrieden, welches ihn auf die Welt gesetzt hatte, wo für ihn Alles so schön war, wo er bewundert und gefeiert wurde, wo er genoß, sich freute und auf eine nützliche Weise wirkte; ebenso bezweifelte er aber auch nicht, daß der liebe Gott mit ihm zufrieden sei, denn zuverlässig sah er sich selbst für eins von jenen geschaffenen Wesen an, welche ihrem Schöpfer recht viel Ehre machen.

So war es mit dem interessanten, glücklichen und lebensfrohen jungen Manne beschaffen; aber der alternde, ungläubige, reuevolle, der von der Welt getadelte, und von dem Zeugnisse seines eignen Gewissens niedergedrückte Mann, der sich jetzt dem Grabe näherte, er sah das Unzureichende des irdischen Trostes, der weltlichen Weisheit und einer äußerlichen, schwankenden Gottesfurcht wohl ein. Mit demüthigem Herzen und inbrünstiger Andacht suchte er Gott, und der, welcher so sucht, der findet auch. Der Glaube und die Hoffnung schenkten seiner Seele Trost und Frieden.

Ahlström hatte jetzt nur noch einen einzigen Wunsch im Leben, und die Zeit war da, wo er für die Erfüllung desselben Sorge tragen mußte. —

Der Bürgermeister Welander sah gegen Abend eines schönen Frühlingstages von dem Fenster seines Arbeitszimmers in S. einen großen, bequemen Reisewagen vor seiner Thüre vorfahren. Ein Bedienter sprang von dem Kutschersitz herab und öffnete die Thür des Wagens, in welchem nur ein einziger Herr saß; er reichte diesem die Hand, um ihm aus dem Wa-

gen zu helfen. Dies geschah aber nur mit so großer Schwierigkeit und so langsam, daß Welander vermuthete, der Reisende müsse krank sein. Er eilte hinab in der Absicht, ihm seine Hilfe anzubieten.

Bevor er noch an den Wagen kam, hatte der Bediente schon seinen Herrn herausgehoben, der sich darauf ermattet auf seinen Arm stützte. Welander betrachtete den Reisenden jetzt aufmerksam, und stieß einen Laut schmerzlicher Bestürzung aus, als er in dem abgefallenen, hinsterbenden Manne seinen Freund, den Doctor Ahlström erkannte.

„Gieb mir Deinen Arm, Welander, mein armer Johann wird kaum im Stande sein, mich allein in's Haus zu führen," sagte Ahlström seines Freundes Hand drückend.

Welander war so gerührt, daß er nicht antworten konnte. Er stützte den Kranken und erst als dieser einen guten Ruheplatz auf einem bequemen Sopha gefunden hatte, fragte er ängstlich: „Mein Gott! Was fehlt Dir? Du siehst ja aus, als gehörtest Du schon dem Tode an!"

„Ja, das ist auch der Fall!" antwortete Ahlström langsam; „ich habe nur noch einige Wochen, vielleicht nur noch einige Tage zu leben. — Kannst Du, ohne Dir Umstände zu machen, mich hier bei Dir aufneh=

men? Sonst werde ich mich nach einer andern passenden Wohnung in der Stadt umsehen."

„Ja, ich habe Zimmer genug, und hätte ich nur ein einziges, so müßtest Du es mit mir theilen. Gott im Himmel, wie schmerzt es mich, Dich in dieser Lage zu sehen!"

„Nein, freue Dich vielmehr mit mir, für mich giebt es hienieden doch keine Hoffnung auf Glück mehr, außer dem, welches ich jetzt suche, da ich komme, um bei Dir und Marie zu sterben. Jetzt wird sie es mir nicht abschlagen, mich zu sehen, nicht zögern, mir zu verzeihen, nicht mir einen Platz an ihrer Seite auf dem Friedhof weigern, welcher dereinst auch ihren Staub aufnehmen wird. Wir werden im Grabe wieder vereint sein."

Das bequemste Zimmer in Welanders Hause wurde zur Aufnahme des theuren Kranken eingerichtet. Ahlström war von Gemüthsbewegung und den Beschwerlichkeiten der Reise ermattet und kaum hatte man ihn zu Bette gebracht und er einige dargebotene, für seinen Zustand dienliche Erfrischungen eingenommen, als er in einen kurzen und unruhigen Schlummer sank. Welander wachte die ganze Nacht hindurch an seinem Bette.

Nach der Verabredung mit seinem sehnsüchtigen

Freunde, begab sich der Bürgermeister am andern Morgen zeitig in Gesellschaft seiner Frau zu Marie. Mit der schonungsvollsten Vorsicht unterrichteten sie dieselbe von Ahlströms Ankunft, von seinem Gesundheitszustande und seinem Wunsche sie zu sehen. Trotz aller Vorsicht hätte aber diese Nachricht fast Mariens Leben gekostet.

Sie starrte die Beiden an, als habe sie ihre Worte nicht recht verstanden, oder als glaube sie zu träumen; Todesblässe und Fieberhitze wechselten auf ihrem Antlitz. Sie konnte nicht Athem holen und schien fast zu ersticken. Darauf richtete sie sich hastig auf, eilte zur Thür und rief heftig: „Kommt! Kommt! —" Dabei fühlte sie aber mit den Händen vor sich, als könne sie nicht sehen. An der Thür versagten ihr die Füße den Dienst und sie wäre zu Boden gefallen, wenn nicht Welander sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Dieser hatte vorausgesehen, was jetzt vorging und hatte deshalb einen Arzt mitgenommen, der ihr jetzt sogleich zur Ader ließ. Als das Blut floß, kam sie wieder zur Besinnung und fragte Welandern leise: „Ist es wahr? — Ist er hier und will mich sehen?"

Der Arm war verbunden und Marie wieder mit Welander und dessen Frau allein, welche sie beschwo-

ren, sich zu beruhigen, und ihre Botschaft wiederholten. Jetzt faßte sie Alles vollkommen, hörte sie aber schweigend an, während große klare Thränen über ihre lebhaft gerötheten Wangen rannen. Endlich fing sie an zu sprechen, aber mehr für sich selbst als zu den Anwesenden. „Und er hat diese ganze lange Zeit hindurch sich nach mir gesehnt, mit Liebe an mich gedacht — und nun kommt er, um in meinen Armen zu sterben und im Grabe an meiner Seite zu ruhen — ja, so bin ich doch sein letzter, sein theuerster Gedanke hier auf Erden! — Großer Gott! wenn ich in meinem Leiden gemurrt habe, so verzeih mir! — Wie glücklich bin ich doch jetzt! — Aber er wird sterben! — Muß er das? — Ja, es ist nothwendig; es geht nicht anders — e r wird sterben, und i ch werde auch sterben, und dann ist Alles wieder gut!" —

Jetzt wollte Marie zu dem Ersehnten eilen, Welander aber stellte ihr vor, wie höchst nothwendig es nicht nur für sie selbst, sondern auch noch mehr für den Kranken sei, daß sie wieder Ruhe und Stärke sammle, ehe sie vor ihm erscheine. Außerdem mußte er auf ihre Ankunft vorbereitet werden. Marie widersprach nicht; sie fügte sich in den Wunsch des besorgten Freundes, und sie kamen überein, daß Welander allein vorausgehen und Marie mit seiner Frau

nachkommen wolle, sobald sie sich dazu stark genug fühle.

Ahlström war aufgestanden, hatte sich in einen bequemen Morgenrock gehüllt und ruhte in der Ecke eines breiten, weichen Sophas; seine sehnsuchtsvollen Augen waren auf die Thür geheftet, da er jeden Augenblick erwartete, Marie solle in dieselbe treten. Welander saß an seiner Seite. Jetzt hörte man die Thür sich öffnen und Tritte im Vorzimmer. Ein sanftes Zittern durchfuhr Ahlströms Glieder; er holte tief Athem. Die Thür öffnete sich und Marie trat herein.

Ahlström wollte sich erheben, aber er war zu schwach, er war nicht im Stande dazu. Mit dem Ausruf: „Marie!" streckte er ihr seine Arme entgegen. Sie warf sich an seine Brust; ihre wiedervereinten Herzen klopften an einander in einer langen, glücklichen Umarmung.

Als Marie darauf sich von Ahlströms Brust erhob und sich an seine Seite setzte, erfaßte er ihre Hände. „Verzeihung, Marie!" bat er. „Ich verdiene sie nicht; aber Du bist zu gut, zu edelmüthig, um sie mir zu verweigern. Sag', o sag', daß Du mir verzeihst, daß ich Dir noch theuer bin!"

„O, sprich nicht von Verzeihung!" sagte Marie. „Ich weiß ja jetzt, daß Du mich liebst — mich al-

lein, und was liegt dann an allem Andern! Auch ich habe gefehlt und habe es eingesehen, aber zu spät; wäre ich anders gewesen, so würdest Du es auch gewesen sein und wir würden uns alsdann einander nicht verlassen haben. — Doch wir wollen nicht von dem Vergangenen sprechen; wir wollen vergessen und verzeihen. Gott selbst hat uns unsre Fehltritte vergeben; ich sehe es, denn er hat Erbarmen mit uns, und er nimmt uns so früh von dieser Erde, wo wir doch getrennt leben müssen. Du gehst voran — glaube mir, ich folge Dir bald — und dann — Wiedervereinigung für die Ewigkeit!"

Von diesem Augenblick an verließ Marie den Wiedergefundenen nicht mehr; nur sie durfte ihn pflegen und warten, sie verbrachte Nacht und Tag an seiner Seite, machte selbst sein Bett, bereitete ihm die wenige Speise, die er genießen konnte. Wie süß war dies nicht für Beide! — Es war eine Glückseligkeit, welche am Rande des Grabes erblühte.

Auch Caroline, ihre Tochter, eilte zu ihrem Vater und theilte die Bemühungen der Mutter für ihn. Nach Mathilde und ihrem Gatten, welche weit von S. wohnten, wurde ein Bote gesandt und Beide eilten herbei. Auch diese Tochter und der Schwiegersohn sahen jetzt in dem Kranken nur den geliebten,

leidenden Vater und begegneten ihm mit der liebe-vollsten Aufmerksamkeit. Kein störendes Gefühl herrschte zwischen den Wiedervereinigten, Alles war Liebe, Versöhnung und Frieden.

Als Ahlström sich jetzt von Marien umgeben und so zärtlich wie früher von ihr geliebt sah, auch seine Kinder und seinen Jugendfreund Welander um sich sah, schien es ihm fast, als sei seine zweite Ehe, welche ihn von all' diesen Lieben getrennt hatte, nur ein langer böser Traum gewesen. Aber er durfte sein jetziges Glück nicht lange genießen; seine Krankheit wurde immer gefährlicher und der siebente Tag nach seiner Ankunft in S. war sein letzter.

Marie verließ ihn auch nicht in seiner letzten, qualvollen Stunde. Als der Todeskampf in ihm begann, knieete sie an seinem Bette nieder, hielt seine eine Hand fest in der ihrigen und trocknete mit der andern den kalten Todesschweiß von seiner Stirn. Es war ein schönes, erhabenes Gefühl, welches in diesen für sie so schmerzvollen und gefährlichen Stunden ihre Kraft aufrecht erhielt; es war die Treue im Tode.

Als der letzte Lebensfunke in Ahlström erlosch, drückte Marie sanft seine gebrochenen Augen zu, faltete die Hände und lag lange knieend im inbrünsti-

gen, andächtigen Gebete. Darauf erhob sie sich, drückte einen Kuß auf die kalten Lippen des Todten, blickte gen Himmel und sagte in schöner Erhebung: „Dort — dort bist Du wieder mein!“

Der Bürgermeister Welander unterrichtete Ahlströms Witwe von dem Tode ihres Gatten. Vermuthlich nahm Alma diese Sache sehr kalt hin, als sie in des Verschiedenen Testament gefunden, daß er mehr als edelmüthig und mehr, als sie es verdiente, für ihre Zukunft gesorgt hatte; bevor sie aber diese beruhigende Gewißheit erhalten hatte, war sie über dies Ereigniß wirklich sehr bestürzt. Sie schrieb an Welander einen unendlich rührenden Brief, in welchem sie mit den schönen Redensarten der Gleichgiltigkeit und einer geübten Schriftstellerin sich über ihren Verlust ausließ und Welandern den Auftrag gab, für das Begräbniß Sorge zu tragen, da sie, wie sie vorgab, kränklich sei und sich daher nicht selbst in S. einfinden könne.

Ahlström hatte um ein stilles, einfaches Begräbniß gebeten, wobei die Summe, welche sonst dazu noch nöthig gewesen wäre, unter die Armen der Stadt vertheilt werden solle. Welander erfüllte den letzten

Willen seines Freundes, und Marie und ihre Kinder schmückten die anspruchslose Grabstätte mit Blumen und Pflanzen, deren Pflege ihre liebste Beschäftigung wurde.

Der Vater war noch nicht lange von hinnen geschieden, als auch Karoline ihm schon folgte. Dies war wieder ein harter Schlag für das Mutterherz; indessen war sie schon darauf gefaßt gewesen. Karoline war schon von Kind an schwach und kränklich gewesen, weshalb denn ihre Mutter schon an den Gedanken gewöhnt war, sie bald zu verlieren. Daß sie diesen neuen Kummer so standhaft ertrug, kam wohl auch daher, daß sie jetzt nicht mehr ihre Hoffnung an die Erde heftete, denn ihre Seele lebte bereits in einer besseren Welt.

Nicht so bald als sie es vermuthet hatte, sollte Marie an ihres geliebten Gatten Seite ruhen. Manchen Sommer hindurch dufteten noch Blumen auf dem Hügel, mancher Winter legte noch seine weiße Decke auf sein Grab, ehe Marie sich in dasselbe legen durfte. Es gab noch ein starkes Band, welches Marie an die Erde fesselte, und dies war ihre Liebe zu Mathilde, dem braven Gatten derselben und den hoffnungsvollen Kindern. Diese waren aber alle so glücklich, daß sie ihrer wohl hätten entbehren kön=

nen, so sehr geliebt sie auch von ihnen war; und Marie sehnte sich von ganzer Seele, mit ihrem Gatten und ihrem Kinde im Lande der Unsterblichkeit wieder vereint zu sein.

Diese Sehnsucht war jedoch geduldig und ohne Murren, denn auch hierin ehrte Marie Gottes Willen. Endlich schlug ihre letzte Stunde; Tugend und Leiden siegten über den Schmerz, die Verirrungen und die Vergänglichkeit. Sie wurde mit ihrem Geliebten wieder vereint, welcher ihr zu seinem Ursprunge vorangegangen war, und ihr müder Staub erhielt die ersehnte Ruhestätte neben der ihres Gatten und ihrer Tochter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende.

Renate Kieseritzky

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunius, Louise

Die Ehescheidung Novelle. Aus dem Schwedischen übertragen von Wachenhusen

Grimma 1845

37.2746
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701256-6